



Der Gedenkstein in Hoffnungstal erinnert an das zerstörte deutsche Dorf. Zum Bericht auf Seite 12.

AUS DEM INHALT:

Reise in die Süddobrukscha – 2

Seite 14

25-jähriges Jubiläum in Bad Sachsa

Seite 3

Meine Donause

Seite 19

Hoffnungstal heute und früher

Seite 12

Beresina - ein Ort erkennt die Kraft der Veränderung

Seite 22

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

- 25-jähriges Jubiläum in Bad Sachsa 3
 Grußwort von Pastor i.R. Bernhard Sulimma
 in Bad Sachsa 7
 Grußwort von Walter Manz in Bad Sachsa 8

BILDER DES MONATS FEBRUAR 9

BUCHBESPRECHUNG

- Egon Buchholz:
 Verwehte Spuren deutscher Kolonisten im Osten 10

ERINNERUNGEN

- Als Fremde daheim 10

HEIMATGEMEINDEN

- Bessarabische Heimatgemeinden: eine Einführung 11
 Hoffnungstal heute und früher 12

DOBRUDSCHA

- Reise in die Süddobrukscha - 2 14

KONTAKTE ZUR FRÜHEREN HEIMAT

- Wunderbare Reise zur Diamantenen Hochzeit und
 Ehrenbürgerfeier im Juni 2019 15
 Alfred Döhring - sein erster Flug im Leben führte den
 85-Jährigen allein nach Odessa und weiter in seinen
 Geburtsort Maraslienfeld 17
 Meine Donauraumreise 19

BESSARABIEN HEUTE

- Beresina - ein Ort erkennt die Kraft der Veränderung ... 22

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 23

TERMINE 2020

- 21.03.2020 **Schlachtfest in Aspach:
 muss leider ABGESAGT werden,
 voraussichtlich Ersatztermin im
 Herbst**
- 21.03.2020 13. Ostdeutscher Ostermarkt,
 10 – 16 Uhr, Haus der Heimat,
 Stuttgart.
- 23.–24.04.2020 Dobrukscha-Seminar im
 Tagungshaus Schmerlenbach
 bei Aschaffenburg
- 25.04.2020 Treffen in Lunestedt
- 26.04.2020 Beresina-Treffen in Pritzler
- 09.05.2020 Treffen in Freyburg/Unstruth,
 Gaststätte »Burmühle«, 10 Uhr
- 17.05.2020 Bundestreffen im Kursaal
 Bad Cannstatt
- Das Thema wird der Umsiedlung
 im Jahr 1940 und der Ansiedlung in
 Polen gewidmet sein



Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
 Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
 an Wochenenden für Gruppen nach
 telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
 Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
 Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
 Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
 Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
 erscheint am 5. März 2020

Redaktionsschluss für die März-Ausgabe
 ist am 15. Februar 2020

Redaktion der Februar-Ausgabe: Anne Seemann
 Redaktion der März-Ausgabe: Anne Seemann

Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Besuchen Sie unsere Homepage: www.bessarabien.de

25-jähriges Jubiläum in Bad Sachsa

Tagungsstätte bis auf das letzte Bett ausgebucht

ERIKA WIENER
BRIGITTE BORNEMANN

Vom 22. bis zum 24. November 2019 trafen sich 88 Bessarabiendeutsche aus der Erlebnisgeneration, Nachgeborene und bessarabische Freunde zur traditionellen Herbsttagung in Bad Sachsa. In einer besonderen Feierstunde gedachten sie der seit 1994 stattfindenden Tagungen. Und wie in jedem Jahr stand auch diese Herbsttagung unter einem Thema: Die „Bessarabische Toleranz“ wurde in mehreren Vorträgen zu verschiedenen Aspekten der gelebten Toleranz in Bessarabien beleuchtet.

Erfreut konnte Erika Wiener auch in diesem Jahr wieder einige neue Teilnehmer begrüßen und sie in der „bessarabischen Familie“ willkommen heißen. In der bewegten Vorstellungsrunde am Freitagabend kamen sich alte und neue Teilnehmer rasch näher.

Der allgemeine Toleranzbegriff

Zur Einführung in das Thema „bessarabische Toleranz“ stellte Manfred Bolte in seiner gewohnten Weise allgemeine Gedanken zum Begriff „Toleranz“ vor. Das philosophische Wörterbuch definiert Toleranz als das „Geltenlassen und Gewährenlassen anderer oder fremder Überzeugungen, Handlungsweisen und Sitten.“ Das Wort ist seit dem 16. Jahrhundert bekannt, es stammt vom lateinischen *tolere* = „dulden, ertragen“ und wurde zuerst in den staatlichen Toleranzedikten zur Duldung religiöser Minderheiten verwendet. In den Staatstheorien der Aufklärung genießt die Toleranz eine hohe Wertschätzung als Basis für das friedliche Zusammenleben der Menschen. Sie wird mit charakterlichen Eigenschaften wie „duldsam, nachsichtig, großzügig, weit-

herzig“ in Verbindung gebracht. Jedoch schon Goethe sah den Begriff kritisch: „Toleranz soll eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ Die Steigerung der Toleranz ist die Akzeptanz, die „guthießende, zustimmende Haltung gegenüber einer anderen Person oder ihrem Verhalten“. Zahlreiche moderne Philosophen haben die Spannweite der Toleranz ausgeleuchtet. Ein eingängiges Bild ist der vom Philosophielehrer Rainer Forst vorgestellte „3-Komponenten-Kleber“. Demnach besteht Toleranz

1. aus Ablehnung, denn tolerieren kann man nur, was man als schlecht oder falsch empfindet. Was man befürwortet, muss man nicht tolerieren. Auch Gleichgültigkeit ist nicht mit Toleranz gemeint.
2. aus Akzeptanz, denn wir müssen Gründe akzeptieren, aus denen wir etwas tolerieren sollten, obwohl wir es eigentlich ablehnen. Das Grundrecht der Meinungsfreiheit oder Religionsfreiheit kann so ein Grund sein.
3. aus Zurückweisung, denn zur Toleranz gehören ihre Grenzen. Ein möglicher Grund, etwas zurückzuweisen, statt es zu akzeptieren, kann die Verletzung von Menschenrechten sein.

In der Diskussion wurde dieses Bild mit dem technischen Toleranzbegriff verglichen: Toleranz ist die Abweichung, die ein System aushält, ohne regulieren zu müssen.

In der gesellschaftlichen Ausgestaltung von Toleranz nennt Rainer Forst vier verschiedene Konzepte:

1. Erlaubnis (vertikale Toleranz gegenüber Bürgern zweiter Klasse)
2. Koexistenz
3. Respekt (horizontale Toleranz, Augenhöhe)
4. Wertschätzung

Wie die „bessarabische Toleranz“ hier hineinpasst, sollten wir im weiteren Verlauf der Tagung in Erfahrung bringen. Zunächst hörten wir erstaunt und mit Schmunzeln, dass Google nur einen Eintrag zur „bessarabischen Toleranz“ aufweise, nämlich den Hinweis auf die heutige Veranstaltung in Bad Sachsa. Eine Teilnehmerin konnte mit ihrem Smartphone den Gegenbeweis vorlegen: in englischer Sprache kennt Google „bessarabian tolerance“ als das friedliche Zusammenleben verschiedener Ethnien in Bessarabien.

Zum Abschluss des Abends führte Manfred Bolte uns den Film „Das Schwein aus Gaza“ vor, der in humorvoller Weise Toleranz zwischen Israelis und Palästinensern zeigt.

Bessarabische Toleranz

Der Samstagmorgen begann mit einer Morgenandacht, die Egon Sprecher hielt. Dann referierte Arnulf Baumann über die „bessarabische Toleranz“. Er stellte die geschichtlichen Hintergründe und Zusammenhänge der russischen Kolonisation vor, beginnend mit Katharina II bis zum Abschluss durch Alexander I in Bessarabien. Fehler der Ansiedlung an der Wolga sollten in Bessarabien nicht wiederholt werden. Bereits bei der Werbung von Kolonisten wurde auf eine Auswahl von geeigneten Personen geachtet, die Fachkenntnisse und eigene Mittel mitbrachten. Durch die Einrichtung des Fürsorgekomitees wurden die Kolonisten unter eine Sonderverwaltung gestellt, die eine geordnete Ansiedlung gewährleistete. Die verschiedenen Ethnien wurden in je eigenen Dörfern angesiedelt, doch in der geografischen Verteilung wurde darauf geachtet, dass die Volksgruppen gut durchmischt waren und keine die Ober-



Seit 25 Jahren stehen sie hinter Bad Sachsa: Erika Wiener und Arnulf Baumann bei der Ehrung mit Brigitte Bornemann



Gerda Stark und Linde Daum hinterließen als Ehepaar Luther nachdenkliche und schmunzelnde Gesichter beim Abend der Begegnungen



Wolfgang Bunck, Cornelia Schlarb und Andrea Aippersbach mit einem Gläschen Sekt in der Feierstunde

hand gewinnen konnte. Es entstand ein friedliches Miteinander der Volksgruppen, das auf Respekt und „Augenhöhe“ gegründet war.

In der Diskussion wurde herausgestellt, dass die bessarabische Toleranz aus dem klugen Regierungshandeln der russischen Zaren entstand, und nicht etwa aus besonders toleranten Charaktereigenschaften der Bessarabier. Im Gegenteil gelten die Bessarabiendeutschen, als überzeugte Pietisten, eher als wenig duldsam. Umso bemerkenswerter ist die nachhaltige Wirkung der bessarabischen Toleranz, die Reisende heute noch wahrnehmen, als eine besondere Aufgeschlossenheit der Bewohner des Budschak gegenüber Fremden.

Ausstellung im Foyer

In der Kaffeepause war Gelegenheit, im Foyer des Hauses eine kleine Ausstellung zu Bessarabien zu besuchen.

- Einige Exponate wie Gewichte (1 Pud, 2 und 5 Pud) hatte Egon Sprecher aus seinem Privatbesitz mitgebracht, ebenso Handarbeiten seiner Mutter und mehrere Plachten, einen Holzkoffer mit Aufschrift der Umsiedlungsnummer, den sein Vater eigens für die Umsiedlung hergestellt hatte, sowie eine Einbürgerungsurkunde.
- Ausgewählte Berichte der Herbsttagungen in Bad Sachsa mit einer Bildergalerie hatte Erika Wiener als Schautafeln aufbereitet.
- Einen Querschnitt unserer bessarabiendeutschen Literatur hatte Erika Wiener in Ansichtsexemplaren mitgebracht.
- Dr. Dieter Schäfer von den Galizien-Deutschen stellte die gemeinsame Zeit der Bessarabiendeutschen und Galizien-Deutschen im Warthegau und Westpreußen auf Rollups vor.

Eine Festschrift „25 Jahre Treffen in Bad Sachsa“, zusammengestellt von Helga und Egon Sprecher, lag für die Besucher zur Mitnahme aus.

Feierstunde 25 Jahre Bad Sachsa

Der Samstagvormittag war der Feierstunde „25 Jahre Herbsttagung in Bad Sachsa“ gewidmet. Im festlich gedeckten Restaurant begrüßte unsere Bundesvorsitzende Brigitte Bornemann die Ehrengäste. Mit großer Freude begrüßte sie die überraschend eingetroffene Pfarrerin Andrea Aippersbach aus Stuttgart, die es sich nicht nehmen ließ, nur für diese Feierstunde anzureisen. Ebenfalls begrüßte sie herzlich Marita Markworth, die erste Leiterin des Gästehauses in Bad Sachsa, die uns in all den Jahren stets herzlich zugehört war.



Anke Domscheit-Berg, MdB, sprach das erste Grußwort in der Feierstunde

Einige vorgesehene Gäste konnten nicht kommen und ließen Grüße übermitteln, so Dr. Bernd Fabritius, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Editha Westmann, Niedersächsische Landesbeauftragte für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, und Eckard Pols, MdB, Vorsitzender der Gruppe der Vertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten der CDU/CSU Fraktion, die wegen des parallel stattfindenden CDU-Parteitag in Leipzig nicht dabei sein konnten. Auch Pastor Helge Klassohn, Kirchenpräsident i.R. der Evangelischen Landeskirche Anhalts und Vorsitzender des Deutsch-Baltischen Kirchlichen Dienstes, ließ sich wegen Terminüberschneidung mit dem Gottesdienst am morgigen Totensonntag entschuldigen.

Als erste Grußwortrednerin dankte Anke Domscheit-Berg, MdB, für die Einladung und erzählte von ihrer persönlichen bessarabischen Geschichte. Sie berichtete, wie sie über die Ahnenforschung ihre Verwandten in Montevideo wiedergefunden hatte und sie auf einer Südamerika-reise besuchen konnte.

Der stellvertretende Bürgermeister der Stadt Bad Sachsa, Werner Bruchmann, gab seiner Freude Ausdruck, dass die Bessarabiendeutschen seit 25 Jahren das Gästehaus im Südharz als ihre Tagungsstätte ausgewählt haben. Er schilderte die Entwicklung der Stadt Bad Sachsa von der Grenzstadt vor 1989 bis hin zur heutigen Stadt im Herzen Deutschlands. Er wünschte den Bessarabiendeutschen auch weiterhin, dass Bad Sachsa ein Stück Heimat für sie sein möge.

Pastor i.R. Bernhard Sulimma aus Herzberg/Harz, dessen Mutter aus Klöstitz stammt, schilderte in seinem Grußwort seine bessarabische Prägung und seinen Weg als Pastor und Missionar in Afrika. Seine Gedanken über Heimat und Heimatlosigkeit gingen den Zuhörern sehr nahe. Wir freuen uns, dass wir sein Grußwort hier im Anhang abdrucken dürfen.

Dr. Dieter Schäfer von den Galizien-Deutschen vertrat den Vorsitzenden Walter Manz. Er übermittelte die „nachbarschaftlichen“ Grüße der Galizien-Deutschen und betonte die gemeinsame Um- und Ansiedlungszeit in Polen. Das Grußwort von Walter Manz, der wegen eines Unfalls am Morgen nicht anreisen konnte, erreichte uns noch während der Feierstunde und ist hier im Anhang abgedruckt.

Dietrich Fiekas, Geschäftsführer des Hauses am Bornweg, dankte den Bessarabiendeutschen für ihre Treue und hob hervor, dass wir jederzeit im Hause willkommen seien.

Im Festvortrag „Die Hilfskomitees heute und morgen“ ging Christfried Boelter, Vorsitzender des Konvents der ehemaligen evangelischen Ostkirchen e.V. und Vorsitzender der Gemeinschaft evangelischer Posener, auf die Situation der Hilfskomitees und ihre heutige Arbeit ein. Er berichtete über den Dialog zwischen den deutsch-polnischen Kirchen und über die neuesten Entwicklungen in der Versöhnungsarbeit.

Günther Vossler, Geschäftsführer des Bessarabiendeutschen Vereins, nahm im zweiten Teil des Vortrages die künftige Entwicklung des Bessarabiendeutschen Vereins in den Blick. Ausgehend von der Altersstruktur des Vereins beleuchtete er die weiterhin zu leistenden Aufgaben und zeichnete die Zukunft der Vereinsstruktur.

Abschließend ehrte Brigitte Bornemann die Personen, die „25 Jahre Bad Sachsa“ möglich gemacht hatten. Sie würdigte die Herbsttagung als Inkubator für die Neuentwicklungen im Bessarabiendeutschen Verein und Pastor i.R. Arnulf Baumann als seinen *spiritus rector*, der die Impulse gab. Als die Seele der Herbsttagung lobte sie Erika Wiener für ihre charmante Moderation und die tausendfältige organisatorische Arbeit im Hintergrund. Auch Theda Baumann vergaß sie nicht, die ihrem Ehemann zur Seite stand. Sie alle erhielten einen üppigen Blumenstrauß in den bessarabischen Farben und eine gute Flasche Wein oder eine Handarbeit, gespendet von Ute Dreier. Auch Helga und Egon Sprecher wurden bedacht, die in der Festschrift „25 Jahre Treffen in Bad Sachsa“ die Geschichte der Herbsttagung nachgezeichnet hatten. Schließlich bedankte sie sich bei allen Beitragenden und auch bei den Teilnehmern, die durch ihre

Bereitschaft, aus dem Herzen zu sprechen, die besondere Atmosphäre von Bad Sachsa möglich gemacht hatten. Mit einem Glas Sekt und einem festlichen Buffet wurde die Feierstunde beendet.

Ethnische Vielfalt in Bessarabien

Die Nachmittagsveranstaltung, zu der auch einige Ehrengäste geblieben waren, wurde von Dr. Ute Schmidt mit ihrem Vortrag: „Toleranz in Bezug auf das Miteinander unterschiedlicher Ethnien in Bessarabien“ eröffnet. In sehr anschaulicher Weise führte Ute Schmidt die Bevölkerungsstruktur im frühen 19. Jahrhundert in Bessarabien aus. Vor der Kolonisation war das Land von 240.000 Menschen, vorwiegend von Rumänen bzw. Moldauern, bewohnt. In den Russisch-Türkischen Kriegen fiel Bessarabien 1812 an Russland. Der südliche Teil war nach dem Abzug des türkischen Militärs und der Vertreibung der Nogai-Tataren auf die Krim weitgehend entvölkert. Im Budschak wurden, neben anderen ausländischen Kolonisten, bis 1827 fast 2.000 deutsche Familien (9.400 Seelen) angesiedelt. Bis 1930 war die Bevölkerung Bessarabiens auf 2,8 Mio angewachsen, dabei entfiel auf die Deutschen nur ein Anteil von knapp drei Prozent. Die meist homogen deutschen Dörfer lagen inmitten der Siedlungen anderer Nationalitäten. In den größeren Marktorten (z.B. Tarutino, Arzis, Sarata u.a.) mit mehreren tausend Einwohnern war die Bevölkerung ethnisch stärker gemischt.

Die Deutschen lebten in einer bunten Vielfalt ethnischer und religiöser Gemeinschaften und meist in friedlicher Nachbarschaft mit Moldauern, Russen, Lipowanern, Ukrainern, Juden, Bulgaren,



Warten auf ihren Auftritt: Die Wäschemodels zeigen Stücke von der Jahrhundertwende um 1900

Gagausen, Zigeunern, Armeniern, Griechen und anderen Gruppen. Der Austausch mit den anderen Volksgruppen hinterließ bei den Deutschen viele Spuren, z.B. in ihrer Küche und in ihrem Wortschatz, in den zahlreiche Lehnwörter und Sprichwörter aus dem dortigen Sprachgebrauch eingegangen sind. Trotz des alltäglichen Umgangs mit Angehörigen anderer Volksgruppen (z.B. auf den Märkten, bei der Arbeit, in Schulen, Verwaltung und Militär) waren gemischte Ehen relativ selten. Grund dafür waren weniger die ethnischen Unterschiede als das über Kirche und Konfession vermittelte Gruppenbewusstsein.

Die Moldauer als größte Bevölkerungsgruppe versuchten trotz der Drangsalierungen, früher von osmanischer, später von russischer Seite, ihre Freiheit und kulturelle Autonomie zu bewahren. Die Ukrainer zählten zu den ärmeren Bevölkerungsschichten. Manche ihrer Siedlungen waren aus ehemaligen Strafkolonien hervorgegangen. Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, arbeiteten Moldauer, Russen und Ukrainer häufig auf den Höfen deutscher Siedler als Knechte, Mägde oder Tagelöhner mit.

Der russische Bevölkerungsanteil lag bei acht Prozent. Viele Russen waren nach 1812 im Zuge der Kolonisierung nach Bessarabien gekommen und bildeten hier den Staats- und Verwaltungsapparat. Sie lebten vorwiegend in den Städten. Eine weitere privilegierte Gruppe waren die Großgrundbesitzer, die für militärische Verdienste vom russischen Staat Ländereien erhielten, diese meist von Verwaltern betreiben ließen, selbst aber in Russland wohnten. In geschlossenen Dörfern wurden Russen auch als Staatsbauern oder Militärsiedler auf Kronland angesiedelt. Im Unterschied zu anderen Kolonisten erhielten sie nur 30 Desjatinen Land pro Familie und waren nur für drei Jahre von Abgaben befreit.

Den Juden war es zunächst verboten, sich dauerhaft in den bessarabischen Landgemeinden niederzulassen. Dieses Verbot war allerdings schwer kontrollierbar und wurde häufig umgangen. Nach den schweren Pogromen in der bessarabischen Hauptstadt Kischinew im April 1903 und in Odessa 1905 nahm die bessarabiendeutsche Gemeinde Tarutino jüdische Flüchtlinge auf. Aufgrund der von der Gemeinde beantragten Änderung der Dorfgemeinde in einen Marktflöcken durften die jüdischen Familien bleiben.

Bulgarische Familien gelangten bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts auf der



Ihre Pausen konnten die Tagungsteilnehmer mit der Ausstellung im Foyer verkürzen

Flucht vor den Türken über die untere Donau in die Moldau und nach Südbessarabien, ebenso während des Russisch-Türkischen Krieges von 1806 bis 1812. General Iwan Insow, Präsident des „Fürsorgekomitees für die ausländischen Kolonisten Südrußlands“ und selbst bulgarischer Herkunft, war ihnen ein guter Fürsprecher. So erhielten sie 1819 eine eigene Verwaltung und den Status als Kolonisten. Es kamen 6.500 Familien (ca. 24.000 Seelen). Ihr Siedlungsgebiet war viermal so groß wie das der deutschen Kolonisten. Auch sie lebten in geschlossenen Siedlungen. Sie waren bekannt für ihren Gemüseanbau und ihre Pferdezucht und wurden von den Deutschen sehr geschätzt. Die Bevölkerungsgruppe der Zigeuner war in Bessarabien größer als irgendwo sonst in Russland. Man unterteilte sie in Sesshafte, die in den Städten als Diener und Musikanten arbeiteten, und sogenannte Wanderzigeuner, die als Halbnomaden im Sommer als Kesselflicker, Holzschnitzer, Wahrsager usw. von Dorf zu Dorf zogen. 1861 wurden sie, wie die russischen Bauern, von der Leibeigenschaft befreit. Manche erhielten etwas Land. Sie betrieben im Sommer Landwirtschaft und lebten vor allem im nördlichen Bessarabien in Siedlungen mit gemischter Bevölkerung.

Kirchliche Toleranz

Der zweite Vortrag von Dr. Cornelia Schlarb beleuchtete die „Toleranz in Bezug auf das kirchliche Leben in Bessarabien“. In ihrem mit Bildern aus unserem Bildarchiv unterstützten Vortrag zog sie das Resümee:

Dank der toleranten Religionspolitik der Zaren konnten die eingewanderten Siedlergruppen nicht-orthodoxen Glaubens ihr religiöses Leben frei gestalten, eigene Gotteshäuser bauen sowie Prediger einstellen. In den ersten Jahren der Ansiedlungen bis zum Ablauf der Freijahre bezahlte die russische Krone die Pastoren, ebenso finanzierte sie die Divisionspredigerstellen. Schul- und Bethäuser sowie Kirchen finanzierten die Gemeinden aus eigenen Mitteln sowie, in den 1920er und

1930er Jahren, aus Unterstützungen durch Hilfsvereine wie die Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Russland oder den Gustav-Adolf-Verein in Leipzig. Am Ende der Siedlungszeit gab es in den bessarabiendeutschen Orten eine fast flächendeckende Versorgung mit kirchlichen und schulischen Gebäuden.

Genutzt wurden diese Gebäude für gottesdienstliche und andere Veranstaltungen, wie Konferenzen, Bibelkurse, Missionsfeste etc. Sie wurden genutzt von Gruppen, die seitens der evangelisch-lutherischen Amtskirche akzeptiert waren und eng mit der Kirche zusammenarbeiteten, auch die sog. Brüderversammlungen. Die anfängliche Koexistenz von Pastoren und Gemeinschaftsleuten entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer Zusammenarbeit in Fragen des kirchlichen Lebens, die durch die politischen und kirchengeschichtlichen Ereignisse in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre erneut stark belastet, aber nicht aufgegeben wurde.

Von allen religiösen oder freikirchlichen Gemeinschaften bildete in den 1920er und 1930er Jahren lediglich der Baptismus eine ernst zu nehmende Gefahr für die lutherischen Gemeinden in Bessarabien. In Siebenbürgen entschieden sich die Dechantenkonferenz, Bischof Glondys und das Landeskonsistorium für integrative Maßnahmen, während in den bessarabiendeutschen Gemeinden die Baptisten ausgegrenzt wurden.

Alle religiösen Gruppen, die sich von den lutherischen Gemeinden abgespalten hatten oder auf Abspaltung hinarbeiteten, wurden ausgegrenzt und bekämpft. Gläubige anderer Konfessionen oder Religionen wurden als Nachbarn toleriert, gemischtkonfessionelle Ehen bildeten die Ausnahme und waren vor allem in städtischen oder akademischen Kreisen zu finden. Damit waren die Grenzen erlaubten und tolerierten Verhaltens abgesteckt.

Abend der Begegnung

Der Abend der Begegnung bot einige Überraschungen. So forderte Uwe Derwenskus aus Hankensbüttel die Teilnehmer mit einem Quiz über knifflige Fragen aus Bessarabien zum tischweisen Wettbe-

werb auf. Neben der Freude am Spiel vermittelte die Beschäftigung mit den Fragen doch einen guten Wissenszuwachs.

Ein weiterer Höhepunkte des Abends war das Gespräch: „Luther mit seiner Frau Katharina“ über die eheliche Liebe, das Gerda Stark und Linde Daum in einem heiteren Dialog vortrugen und bei allen Teilnehmern nachdenkliche und schmunzelnde Gesichter hinterließ.

Große Freude bereitete die von Gerda Stark vorbereitete und moderierte Modenschau mit Unterwäsche, Kleidern und Schürzen aus der Jahrhundertwende um 1900, die von Models aus den eigenen Reihen gezeigt wurden.

Sonntagsandacht

Die Andacht am Sonntagmorgen hielt Pastor i.R. Karl-Heinz Ulrich. Von den Teilnehmenden war der Wunsch gekommen, anlässlich des Totensonntags eine Kerze für ihre Dahingegangenen anzuzünden. Und so geschah es; es war ein feierlicher Moment. Dann hielt Pastor Ulrich seine Predigt, und sprach über Toleranz im Sinne der Bibel. Er las aus dem Epheser und dem Kolosserbrief des Apostels Paulus, der seine urchristlichen Gemeinden immer wieder zur Duldsamkeit gegenüber Anderen ermahnte. Denn, so führte Pastor Ulrich aus, das Christentum war in seiner Frühzeit eine offene Religionsgemeinschaft, die Menschen aller Ethnien anzog. Eine tolerante Haltung der Mitglieder untereinander war essentiell für den Zusammenhalt der bunt zusammengewürfelten Gemeinden. Hierauf verweisen die Leitsätze „liebe Deinen Nächsten“ und „einer trage des anderen Last“. Mit dieser Offenheit hat das Christentum schließlich die Menschen gewonnen und sich universal ausgebreitet. So sind auch viele der Afrikaner, die heute nach Europa kommen, Nachkommen der Christen, die einst von den aus Europa ausgesandten Missionaren missioniert worden waren. Berührt und nachdenklich gingen die Zuhörer in die Pause.

Deutsche und Polen

Als letzten Beitrag der Herbsttagung stellte Egon Sprecher die Frage nach der Toleranz zwischen Menschen, Gesell-

schaften, Religionen und Völkern. Die Betrachtung bezog sich auf das Verhältnis zwischen Polen und Deutschland. In seinem Vortrag erläuterte er stichwortartig die Höhepunkte der polnisch-deutschen und europäischen Geschichte vom Beginn der Staatlichkeit der beiden Völker bis heute. Er stellte fest, dass Kriege und lange Friedensperioden das Verhältnis der Völker und Menschen in ihrer Wirkung von Freundschaft bis Feindschaft bis heute beeinflussen. Dabei ging er besonders auf die mehrfachen Teilungen Polens durch die Nachbarstaaten im 18. und 19. Jahrhundert und die Erneuerung des polnischen Staates am Anfang des 20. Jahrhunderts ein. Die Neugründung, die mit der Abtretung von Gebieten im Osten des ehemaligen Deutschen Reiches verbunden war, bewirkte schon in der Weimarer Republik ein schwieriges politisches Verhältnis. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland verschlechterte sich dieser Zustand zwischen den beiden Völkern noch mehr und führte zu einem Krieg, der sich schließlich zum Zweiten Weltkrieg ausweitete. Polen wurde von der Sowjetunion und dem Deutschen Reich besetzt und erneut aufgeteilt. Von Toleranz und einvernehmlichem Zusammenleben keine Spur!

In dieser leidvollen Zeit der Besatzung und Erniedrigung der polnischen Menschen wurde durch die Umsiedlung von sogenannten Volksdeutschen aus dem Baltikum, Galizien, der Bukowina, Dobruška und Bessarabien die polnische Bevölkerung entrechtet, teilweise enteignet und zu Hilfskräften ausgenutzt. Anhand von Berichten seiner bessarabischen Eltern stellte Egon Sprecher fest, dass es auch in dieser unwürdigen Phase der Besatzung auf beiden Seiten Menschlichkeit gegeben habe, obwohl das Besatzungsregime andere Anordnungen gegeben hatte.

Zum Abschluss seines Vortrages zeigte er sich erfreut über die jetzige Situation zwischen beiden Ländern, insbesondere dass beide Länder Mitglieder der Europäischen Union sind und in der Regel einvernehmlich zusammenarbeiten.

Egon Sprecher begrüßte auch, dass sich das Bundestreffen 2020 in Stuttgart mit dem Verhältnis von Deutschen und Polen in der Ansiedlungszeit beschäftigen werde, um die jetzigen Versöhnungsbestrebungen zu erweitern.

Mit dem Mittagessen, dem Reisesegen und dem Wunsch auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr endete die Tagung.

Alle Vorträge werden im Jahrbuch 2021 erscheinen.

Die Festschrift „25 Jahre Treffen in Bad Sachsa“ ist beim Bessarabiendeutschen Verein zu beziehen.



Volles Haus in Bad Sachsa

Grußwort von Pastor i.R. Bernhard Sulimma aus Herzberg/Harz in Bad Sachsa

Sehr geehrte Frau Bornemann, verehrter Herr Pastor Baumann, verehrte Ehren Gäste, liebe Bessarabiendeutsche und Sie alle, Kinder und Enkelkinder von Menschen, die ihre Wurzeln in diesem Landstrich in der heutigen Ukraine am Schwarzen Meer hatten, ich zähle auch zu den Enkeln. Können sie sich vorstellen, was Heimatlosigkeit bedeutet, was es ausmacht in der Fremde leben zu müssen? Ein Beispiel dazu: Es war 1994. Im Februar hatte ich die II Pfarrstelle der Nicolai-Gemeinde in Herzberg übernommen, nach 10 Jahren Missionsarbeit unter den Zulus in Südafrika, auch eine Art von Heimatlosigkeit. Mein Kollege Pastor Feilcke lud mich in den Altenkreis ein, damit ich mich vorstellen konnte. Eine ältere Dame fiel mir besonders auf. Sie sprach schwäbisch. Und das ist schon etwas sehr Ungewöhnliches hier im Südharz. Dazu noch mit einem Zungenschlag, der mich sofort an meine Großmutter Mathilde Mammel, geborene Steinwandt erinnerte. Das sagte ich ihr auch: „Sie sprechen wie meine Großmutter“. Es war die alte Frau Engel, geborene Walter, aus Klöstitz, mit der ich sprach. Sie ist über 90 geworden. In 50 Jahren Südharz hatte sie ihren heimatlichen Dialekt nicht abgelegt. Ich meinte, meine Großmutter sprechen zu hören. In den Jahren seitdem habe ich viele Familien kennen lernen können hier im Südharz, die ihre Wurzeln in Bessarabien hatten. Da hatte mich hier in Herzberg am Harz meine Kindheit wieder eingeholt. Vor der Schule und dann immer in den Ferien war meine Mutter, Emma, geborene Mammel, mit meiner Schwester und mir in Ensingen bei ihren Eltern, Adolf und Mathilde Mammel. Ich habe viele Erinnerungen an diese Zeit. Als Kind habe ich alles Mögliche mit meinem Großvater unternommen, das heißt, ich war oft einfach nur dabei bei dem, was er so machte auf seinem kleinen Hof, und beobachtete. Als Kind aus einem Vorort bei Frankfurt, sehr städtisches Umfeld, lernte ich das Leben kennen, wie er es wohl in Klöstitz früher geführt hatte. So sehe ich das heute. Es waren sicher keine einfachen Jahre nach 1950. Und er war bemüht, sich die Heimat von früher wieder neu aufzubauen, in einem landwirtschaftlichen Setup, so wie er es kannte. Ich glaube, das haben viele Bessarabiendeutsche so gemacht, so weit es ihnen eben möglich war. Mein Großvater hatte immer ein Schwein im Stall, Ziegen, Hühner und Hasen. Enten und Gänse gingen über die Straße in einen Bach, der am Haus vorbeifloss. Dort

war der schönste Spielplatz für mich damals. Ich war sein erster Enkelsohn von der ältesten Tochter. Oft ging ich mit ihm zum Heumachen, oder Holz im Wald, oder in den kleinen Weinberg. Ich erinnere mich an die Schlachteste im Herbst. Da kamen viele zum Helfen, von den Familien Steinwandt, Isert, Scherzinger und natürlich Mammel, und wir Sulimmas von Frankfurt auch. Und in die St. Veits-Kirche in Ensingen ging ich oft mit dem Großvater. Er war auch Messner und musste die Uhr aufziehen, Glocken läuten, Samstagabend mit meinen drei Onkeln den Sonntag einläuten mit langen Seilen hinter dem Altar. Die waren, soweit ich weiß, zwei noch in Klöstitz und einer im Warthegau geboren worden. Aber sie waren klein damals, hatten keine eigenen Erinnerungen an Klöstitz. Und die waren auch, genau wie meine Schwester und ich, nicht dabei, wenn am Wochenende das Haus in Ensingen oft voll war und die Älteren sich unterhielten, über früher, über ihre Heimat. Meine Mutter war dabei, aber uns interessierte das nicht, damals. Heute ist das anders. Ich habe viel darüber gelernt in den Jahren hier im Südharz, über die geschichtlichen und politischen Hintergründe damals und wie viel Leid das verursacht hatte. Ich habe beobachten können, an meinen Eltern, mein Vater kam aus Ostpreussen, aber vor allen an meiner Mutter, was diese erzwungene Heimatlosigkeit für sie bedeutete, vor allem im Alter. Da wurden viele Erinnerungen an die Kindheit wieder neu lebendig. Ich meine, ein ganz normaler Vorgang. Meine Eltern zogen nach Hattorf um, damit ich und meine Familie öfters mit ihnen zusammen sein konnten. Seit der Zeit nahm sie regelmäßig an den Treffen hier in Bad Sachsa teil. Und ich bedanke mich jetzt für die 25-jährige Tagungsarbeit hier und beglückwünsche Sie heute am Jubiläum für Ihre Bemühungen. Ich habe meine Mutter immer in sehr gehobener Stimmung von Bad Sachsa abholen können. Mit meinem Vater unternahm sie dann eine erste Reise nach Bessarabien, in ihre frühere Heimat. Sie war zur Zeit des Wegzuges von dort schon 12 Jahre alt, hatte also noch recht lebendige Erinnerungen an früher. Ihre Reise nach Bessarabien frischte diese Erinnerungen auf und tat ihr gut. Als mein Vater nicht mehr lebte, kam es zu einer weiteren Reise mit ihrer Schwester. Und sie besuchten gemeinsam ihr Elternhaus, in dem sie geboren waren. Aber es war das Nachbarhaus. Das fand ich heraus bei einem Besuch einer Gesangsgruppe aus

Klöstitz in Herzberg im Mai 2019, als ich über eine Dolmetscherin ins Gespräch mit der Frau kam, die heute im Nachbarhaus wohnt. Sie konnte sich gut an diesen Besuch erinnern. Aber was soll es? Auch wenn es das Nachbarhaus war. Für meine Mutter und ihre Schwester war es ihr Geburtshaus. Und das war nur gut und richtig so. Wenn meine Mutter ins „Schwätzen“ kam über Bessarabien, war sie nicht zu bremsen. In Stuttgart war sie wohl einmal mit der Führung im Museum nicht ganz einverstanden. Sie übernahm kurzerhand das Wort und lebte förmlich auf dabei. So emotional beteiligt hatte ich sie noch bei keinem Gespräch über bessarabisches Leben erlebt. Sonst hielt sie sich zurück, war mehr schweigsam, vor allem, was den Zeitabschnitt danach bis Ensingen betrifft. Darüber haben wir aus ihren handschriftlichen Notizen erfahren, die wir fanden, als sie gestorben war und wir den Haushalt auflösten. Im Alter hatte sie unter der erzwungenen Heimatlosigkeit von damals gelitten. Und darum war es gut, dass sie an diesen Treffen hier in Bad Sachsa teilnehmen konnte, solange es ihr möglich war. Aber es ist nicht meine Heimat. Was ihr wichtig war und wertvoll, habe ich respektiert und geachtet und sie darin unterstützt, als sogenannter Nachgeborener. Ich mag diesen Ausdruck nicht. Der erinnert mich an „Zu-spät-gekommen“, und das bin ich nicht. Aber was Heimatlosigkeit bedeutet und in der Fremde leben müssen, das habe ich 10 Jahre lang in Südafrika unter den Zulus erlebt. Eine fremde Sprache, eine völlig andere Kultur, eine andere Landschaft und Umgebung. Die Lebensumstände waren völlig anders. Auch der Jahresablauf. Auf der südlichen Hemisphäre wird Weihnachten zur heißesten Jahreszeit gefeiert. Alles war fremd. Und doch gelang es mir, mitten in diesem fremden Umfeld das mir Vertraute zu entdecken. Das war bei den christlichen Schwarzen der Fall, bei denen ich mich sehr heimatlich fühlte. Da war auf einmal eine Verbindung da, die ich eigentlich nicht erklären kann. Das Gefühl, wir gehören zusammen, irgendwie. Und die vielen Begegnungen und Gespräche mit Zulus in Südafrika haben meine Überzeugung bestärkt, dass der christliche Glaube eine universale Angelegenheit ist. Für den gibt es nichts Fremdes. Und dabei kann man dem Geheimnis dieses einen Verses aus dem Hebräerbrief nachspüren: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Das haben die Bessarabiendeutschen mit ihrer Frömmigkeit

gemacht, als sie dort siedelten und als sie von dort wegmussten. Oder einem Gedanken des Apostels Paulus aus den Korintherbriefen: „Haben, als hätte man nicht.“ Heimat haben, als hätte man sie nicht, eben eine Art Heimatlosigkeit.

Das, finde ich, ist auch eine große Chance der sogenannten „Nachgeborenen“, die keine eigenen Erinnerungen an Bessarabien haben. Ich habe hier im Südharz auch viele Menschen kennen lernen können, die sich unwohl fühlen, wenn sie das Ortsschild im Rücken haben, so heimatverbunden sind sie. Alles Fremde wirkt bedrohlich für sie. Aber wer Heimatlosigkeit

erleben und erleiden musste, der kann den Wert von Heimat ganz anders, vielleicht viel gründlicher und tiefer, schätzen. In der fremden Heimat der Eltern und Großeltern, in der Ukraine, das Vertraute suchen und entdecken, in den Begegnungen mit den Menschen, die heute dort leben. In der Fremde das Vertraute entdecken. Vielleicht geht das nur mit ein wenig Heimatlosigkeit. Die Erinnerung an die Heimat der Elterngeneration wird dabei immer mehr in den Hintergrund treten. Es werden auch, zeitbedingt, immer weniger mit eigenen Erinnerungen leben. Und von anderen erzählte Erinnerungen sind kraft- und farblos und

verblasen schnell. Aber die Kontakte mit den Menschen in Bessarabien heute, das Gespräch mit ihnen, der Austausch untereinander über ihre Lebensumstände, das hat Zukunft, finde ich. Was wissen sie zum Beispiel über die stalinistische Vergangenheit der Menschen dort. Oder ihr späteres Leben im kommunistischen Bessarabien.

Sich dem Fremden aussetzen, das Vertraute darin suchen und entdecken, das kann auch zu einer sehr großen Toleranz führen, finde ich. Und darum bin ich ganz gespannt auf den Verlauf der restlichen Tagung. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Grußwort von Walter Manz, Vorsitzender der Galiziendeutschen

Sehr geehrte Frau Bornemann, sehr geehrte Frau Wiener, vielen Dank für Ihre Einladung, ich freue mich sehr, heute hier Ihr Gast zu sein, verehrte Ehrengäste, meine Damen und Herren, liebe Nachbarn aus Bessarabien, im Namen des Hilfskomitees der Galiziendeutschen sage ich „Herzlichen Glückwunsch“! Herzlichen Glückwunsch zur inzwischen 25. Herbsttagung Ihres Vereins hier in Bad Sachsa, herzlichen Glückwunsch für Ihre jahrzehntelange erfolgreiche Arbeit. Ich habe sehr aufmerksam den Bericht zur Vorgeschichte der diesjährigen Tagung Ihres Ehren-Bundvorsitzenden, Herrn Arnulf Baumann, gelesen und war überrascht und begeistert, welche wichtige Impulse seit 25 Jahren hier von Bad Sachsa ausgehen.

Ihre Themen sind immer so gehalten, dass sie den Bogen spannen von der Erinnerung des friedvollen Zusammenlebens in der ‚alten Heimat‘ Bessarabien, dem großen Thema ‚Flucht und Vertreibung‘ - bis hin zu aktuellen Themen bei der Aufarbeitung in der Öffentlichkeit mit unserer gemeinsamen Geschichte.

Dabei imponiert mir sehr, dass auch Sie es immer wieder schaffen, jüngere Generationen - Nachfahren und allgemein Interessierte, für Ihre Arbeit zu gewinnen, ich merke das auch in unserem Verein, bald gibt es keine Erlebnissgeneration mehr, die uns berichtet, von der wir erfahren, lernen können.

Wie oft hören, lesen wir „aus der Geschichte für die Zukunft lernen“, mir scheint, gerade heute aktuell, dass Politiker weltweit dies als Floskel abtun, das Schicksal der Heimatvertriebenen - wenn überhaupt - bei offiziellen Anlässen „nur“ noch als nette Geste gebrauchen, weil es so gut hier hinpasst.

Deshalb sind Veranstaltungen wie Ihre gerade so wichtig, Vieles wird in / von der Öffentlichkeit gar nicht wahrgenommen, weil nicht berichtet, nicht darüber gesprochen wird.

Gerade in diesen Tagen haben wir so viele Anlässe zu Gedenken:

Wir haben 30 Jahre Mauerfall, unsere Landsleute aus der ehemaligen DDR können frei über ihre Schicksale der Vertreibung sprechen, sich engagieren, zu Heimattreffen kommen, vor 70 Jahren wurde im zerstörten Nachkriegsdeutschland in der BRD das Grundgesetz verabschiedet, bald jährt es sich zum 70. Mal, dass die Charta der deutschen Heimatvertriebenen verabschiedet wurde, vor 80 Jahren, gerade in diesen Tagen, wurden die Vorbereitungen dafür getroffen, dass mit dem Hitler-Stalin-Pakt die Grenzen in Ost-Europa neu gezogen werden sollten und damit die Umsiedlung in den Warthegau begann, spätestens ab hier beginnt ein gemeinsames Schicksal von Bessarabien- und Galiziendeutschen.

Auf der Bundeskulturtagung der LWW in Fulda konnten die Galiziendeutschen bei einer Ausstellungs-Eröffnung dieses Thema „80 Jahre Umsiedlung in den Warthegau“ einer breiteren Öffentlichkeit vorstellen, und auch bei Ihrer weiteren Arbeit wird dieses Schicksal die entsprechende Aufmerksamkeit finden.

Ich finde es toll und lobenswert, dass mit Ihrer Einladung der Gedanke und Wunsch verbunden ist, gemeinsam mit anderen aus dem Osten stammenden Organisationen das Gedenken an die Heimat der Vorfahren, ihre Traditionen und mahnenden Worte zu bewahren.

Die Erlebnissgeneration, vielleicht auch unsere Mitglieder, werden weniger, was aber bleibt, sind die 1000-fachen Schicksale, die nicht vergessen werden dürfen, die uns mitgeprägt haben. Wir wollen und dürfen

es nicht zulassen, dass Ihre, unsere Arbeit irgendwann in Archiven verstauben wird.

Deshalb freue ich mich heute auf viele Einzelgespräche mit Ihnen, mit Ideen und Gedanken, wie wir unsere Arbeit in dem ein oder anderen Bereich koordinieren und gemeinsam durchführen können, ich glaube, es gibt einige gemeinsame Ansatzpunkte, ich bin da sehr optimistisch.

Ich wünsche Ihrer Tagung weiterhin einen guten Verlauf, Ihnen allen noch schöne gemeinsame Stunden, und:

Auf eine weiterhin gute Nachbarschaft
Vielen Dank.

**Samstag
21. März 2020**



**13. Ostdeutscher
Ostermarkt**

im Haus der Heimat Stuttgart

10⁰⁰ - 16⁰⁰ Uhr

Bilder des Monats Februar 2020

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



*Wer weiß etwas zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden? Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.*

*Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!
Ihr Heinz Fieß,
Administrator www.bessarabien.de*

Rückmeldung zum Foto Nr. 1 vom Monat Januar 2020.



Frau Gisela Rapp geb. Heer schreibt dazu:

Lieber Herr Fieß, dieses Bild zu sehen hat mir Freude bereitet, da ich aus dieser Zeit 3 ähnliche Fotos besitze: Immer Gruppierungen mit jungen Leuten um einen schön gedeckten runden Tisch. Hier erkannte ich gleich drei Mitglieder der Stuhlmüllers. Um sicherzugehen, kontaktierte ich meine Kusine Inge Fiegert, geb. Stuhlmüller. Meine Beobachtung wurde bestätigt. Die 2. Frau, sitzend, von links aus gesehen, ist meine Mutter Berta Heer, geb.

Stuhlmüller. Die 4. Person von links, stehend, ist mein Onkel Emil Stuhlmüller, Inges Vater. Zuletzt erkannte ich die stehende Frau ganz rechts im Bild, es ist die jüngere Schwester meiner Mutter, Ida Jakobi, geb. Stuhlmüller. Das Jahr der Entstehung kann ich nicht genau angeben. Auf einem der drei Fotos in meinem Besitz hatte der Fotograf 1932 gedruckt. Ich vermute, dass auch dieses Foto Anfang der Dreißiger aufgenommen worden war.

Egon Buchholz: Verwehte Spuren deutscher Kolonisten im Osten. Bad Bevensen 2019



DR. HANS RUDOLF WAHL

Am Anfang stand eine Frage: „Was hat unsere Vorfahren dazu veranlasst, in jene völlig unkultivierte bessarabische Steppe auszuwandern?“ Pastor i.R. Egon Buchholz spürt in seinem Buch der bessarabiendeutschen Identität über zwei Jahrhunderte hinweg nach, ein Buch, das dem „Gedenken an unsere bessarabiendeutschen Voreltern und Vorbilder als biblisch aufgeklärte und bewährte ev.lutherische Christen und Kolonisten“ gewidmet ist. Nach den einleitenden Vorbemerkungen geschieht dies in insgesamt fünf großen

Kapiteln, die ihrerseits in fünfzehn einzelne, gut lesbare Schritte dieser Spurensuche unterteilt sind.

Im ersten dieser Kapitel geht es zunächst um „die Vorgeschichte unserer Vorfahren“. Es nimmt insbesondere die Umbruchzeit um 1800 während der napoleonischen Herrschaft und nach ihrem Zusammenbruch in den Blick, stellt diese Epoche aber auch in den Zusammenhang der vorherigen deutschen Ostwanderungen und erklärt aus diesem Zusammenhang „die Entscheidung unserer Vorfahren“ zur Auswanderung.

Am umfangreichsten ist das zweite Kapitel, das die vielfältigen Facetten bessarabiendeutschen Lebens im 19. Jahrhundert unter russischer Herrschaft zum Thema hat. Von der Loslösung von der deutschen Heimat über die Beheimatung im russischen Gouvernement Bessarabien, dem Gemeindeleben als Kolonisten bis hin zu den Auswirkungen der russischen Restaurationspolitik im späten 19. Jahrhundert und dem damit „drohenden Ende deutscher Identität und Freiheit“ reicht hier die Spurensuche, in der auch ausführlich auf die Gründung von Neu-Tarutino eingegangen wird, dem Heimatort von Egon Buchholz.

„Unsere Vorfahren als rumänische Staatsbürger“ in den kurzen, aber in viel-

facher Hinsicht sehr nachwirksamen und prägenden gut zwei Jahrzehnten zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Beginn des zweiten ist das dritte Kapitel gewidmet, das insbesondere wiederum „das Gemeindeleben in Neu-Tarutino von 1920 – 1940“ dicht beschreibt und so ein eindringliches Bild des bessarabiendeutschen Lebens in jener Zeit zeichnet. Der Umsiedlung als „Zeitenwende“ ist schließlich ein eigenes Kapitel gewidmet.

Das abschließende fünfte Kapitel löst sich sodann aus der Chronologie der Rückschau und reflektiert unter einer autobiografischen Perspektive vom Standpunkt der Gegenwart aus das Schicksal der Bessarabiendeutschen.

Diesem sehr Quellenkundigen, umfassend die Geschichte der Bessarabiendeutschen nachzeichnenden Buch, das stets intensiv auch die geistige, spirituelle Dimension ihres Lebens in seine Darstellung einschließt, ist eine große Leserschaft zu wünschen.

508 Seiten. Zu beziehen beim Bessarabiendeutschen Verein zum Preis von 20,80 EUR zgl. Versandkosten. Den Erlös erhält das Heimatmuseum.

Als Fremde daheim

MAX RIEHL

Angstvolle Stunden hatten die Bewohner in Krasnoe am 12.08.1990, als zwei Männer im Dorf Fotos machten von den ehemals deutschen Häusern. Das können nur Deutsche sein, die vor Jahren das Land verlassen haben, die kommen zurück und nehmen uns die Häuser und das Land wieder ab, befürchteten sie. Die Angst und die Sorgen, dass man wieder alles verlieren würde, verbreitete sich im gesamten Dorf. Erst als das Polizeiauto mit den zwei Männern Krasnoe verlassen hatte, beruhigten sich die Dorfbewohner wieder. Sie dürfen wohl doch bleiben. Aber die Sorge, dass die Deutschen zurückkommen, blieb für Monate im Gespräch, auf das niemand eine passende Antwort geben konnte.

Die zwei Deutschen, das waren ich, Max Riehl aus Koblenz, und Georg Sohn aus Achim. Wir hatten geglaubt, nach Hause zu kommen, und mussten doch feststellen,

dass wir in diesem Land nicht erwünscht waren. Alles war fremd und die Menschen versteckten sich hinter den Gardinen oder Sträuchern und wir fragten uns, sind wir Aussätzige? Wir waren Daheim und waren doch die Fremden, die niemand anzusprechen wagte, um zu fragen, wer sie seien oder nach was sie suchten. Die Polizei wurde gerufen, die Klarheit schaffen musste und sollte. Unser Aufenthalt im Land, in dem unsere Wiege stand, war von kurzer Dauer und endete auf der Polizeistation in Tarutino. Nach Abschluss des Verhörs wurde uns gesagt, dass wir als unerwünschte Personen das Land innerhalb von 24 Stunden verlassen müssten oder für eine Zeitlang einen Platz hinter Gittern bekommen würden. Nach diesem herben Rückschlag machten wir uns auf den Rückweg nach Deutschland.

Zum Glück war unser Vorhaben aber nicht gänzlich gescheitert. Denn nach unserer Freilassung, während unser Fahrer noch in einem anderen Raum verhört wurde, konnten wir uns etwa eine halbe Stunde ungestört mit Wera Lawinskaja

aus Tarutino unterhalten, die bei unserem Verhör übersetzen musste. Sie gab uns ihre Adresse und half uns, wieder zurück in Deutschland, Kontakt mit Albert Usbenski in Krasnoe aufzunehmen. Unerwartet kam daraufhin eine Einladung, dass wir Krasnoe besuchen dürfen und dass die Androhung, bei nochmaliger Einreise in einer sibirischen Zelle zu landen, aufgehoben sei. Der Winter stand vor der Tür und gab uns Zeit, eine Möglichkeit zu finden, wie wir auf legalem Weg nach Krasnoe fahren können.

Anfang Mai 1991 hatten wir es geschafft: Wir hatten die Zusage für Unterstützung vom DRK in Borkum. Wir zwei würden mit 13 weiteren Personen mit Führerschein – zwei Frauen und zehn Männern – und einem zusätzlichen Fahrer vom DRK mit einem Hilfs-Güter-Transport nach Krasnoe reisen. Jeder von uns zahlte 500 DM, dafür bekamen wir drei Lkw mit Hänger und zwei Wohnwagen vom DRK gestellt. Die Aussicht, in die Heimat fahren zu dürfen, stärkte unseren Mut, die Strapazen der Fahrt auf uns zu nehmen.

Die Fahrt in die alte Heimat verlief ohne Hindernis und wir konnten uns am 31.05.1991 mit Wera Lawinskaja in Tarutino treffen und sie mit nach Krasnoe zum übersetzen nehmen. Ohne Aufforderung wurde bei unserer Abfahrt aus Tarutino dem Dorf Krasnoe mitgeteilt, dass eine Autokolonne aus Deutschland mit der Wera Lawinskaja in Richtung Krasnoe abgefahren sei. Kinder, Jugendliche und Erwachsene kamen mit strahlenden Gesichtern zum Dorfeingang, um uns zu empfangen.

Am dritten Tage nach unserer Abfahrt aus Deutschland hatte man uns als Gäste in unserem verlorenen Daheim aufgenommen und bewirtet. Und das trotz der schwierigen Vergangenheit: Aus Krasna wurde das Krasnoe gemacht und das Völker-Gemisch aus 15 Nationalitäten sollte alles, was aus deutscher Zeit stammte, auslöschen. Den Anfang markierte der Abbau des Siedler-Kreuzes, das am Katzbacher Weg neben den Erdhöhlen als Dank für den überstandenen Winter von 1814 auf 1815 aufgestellt worden war. Bis zur Umsiedlung wurde es Jahr für Jahr gepflegt. Danach sollten alle Zeichen der Erinnerung an die Deutsche Zeit verschwinden. Nicht nur das Siedler-Kreuz wurde abgebaut, auch die Kreuze an den Dorf-Einfahrten mussten weichen. Nach Kriegsende wurden die Kirche, der Friedhof mit Kapelle, das Heim und die Häuser für den Abbruch frei gegeben - zur Beschaffung von Heizmaterial und als Steinbruch. Der Rest wurde zum Verfall der Natur überlassen. Vom Leben der Deutschen und deren Leistungen beim Aufbau durfte nicht gesprochen werden.

Beim Empfang durch Herrn Usbensi am 31.05.1991 kam ein Mann aus der Menge, reichte mir die Hand und sagte in gebrochenem Deutsch: „Mein Kusan, deutsch Kusan Karacho.“ Diesen Mann bekam ich nicht mehr zu sehen, niemand wusste, wer er war und wohin er verschwunden ist. Beim Verteilen der Pakete brachte eine Frau als Dank für die

Hilfe Blumen, die wir unseren Toten auf den Friedhof bringen sollten. Nach der Paket-Austeilung konnte mir auch niemand sagen, wer die Blumen-Frau war und wo ich sie finde kann. Diese Vorkommnisse bestätigten meinen Verdacht, dass sich nicht alle über unser Kommen freuen und dass viele uns nur zum Schein als willkommene Gäste ansehen und zurufen.

Wir hatten für das Krankenhaus in Tarutino Kranken-Betten, Einwegspritzen, Waschmittel und Verbandsmaterial. Ein Senior brachte mich mit dem PKW nach Tarutino, um zu klären, wo wir die Sachen abladen können und sollen, denn Herr Usbensi wollte alles in Krasnoe behalten. Am Tag danach wusste niemand, wer mich mit dem PKW nach Tarutino gefahren hat. Wir sind aus Krasnoe wieder abgefahren, ohne dass ich die Namen erfahren konnte, (die Korruption verhinderte es). Erst beim dritten Besuch im April 1992 konnte ich den Fahrer, die Blumen-Frau, die Brot-Frau, den Tschutt-Tschutt, die Frau Bratan aus Tschernobyl, Tierarzt, Rektor der Schule und weitere Personen, die uns zugeneigt waren, frei und ohne Aufsicht in ihrem Daheim besuchen. Zu dem zuerst Bekannten (Usbensi, Direktor der Kolchose) und weiteren Alt-Kommunisten wurde beim Besuch im April 1992 der Kontakt eingestellt und Usbensi hat auf Druck vom Dorf Krasnoe verlassen müssen.

Nun neigte sich unser Besuch im Mai 1991 seinem Ende entgegen. Die ganze Zeit hatten wir in unseren gut bewachten Autos und Wohnwagen übernachtet. Am Tag unserer Abreise waren wir zu einem Abschiedsfrühstück in der Kolchos-Kantine eingeladen. Schon auf dem Weg dorthin wurden uns als Dank viele Geschenke angeboten, die wir allerdings nicht annehmen konnten: für jeden von uns ein geschlachtetes Schaf, ein kleines Fass Wein, ein Eimer Schafskäse und reichlich Wodka. Und sogar die Ruine des Pfarrhauses, wo wir uns eine eigene Blei-

be hätten schaffen dürfen. Damit niemand beleidigt wäre, weil wir die Geschenke ablehnten, gab ich als Grund den Zoll an. Danach erzählte ich von einem noch gut erhaltenen Dreschstein, den ich bei meinem Besuch am 12.08.1990 am Kogelnik gesehen hatte, und dass ich diesen, wenn möglich, als Erinnerung mitnehmen möchte. Wie aus einem Mund kam von den Leuten: da, da, da mit karascho, Spasiwa, Mulsumescht usw.. Ich konnte den Dreschstein also mitnehmen.

Schließlich in der Kolchos-Kantine angekommen, wurde uns ein Frühstück serviert wie auf einer Fürsten-Hochzeit, mit vielen Worten, die Wera gar nicht alle übersetzen konnte. Sie sagte nur, die wollen alle nur danke sagen. Nach dem Frühstück dankte ich und sagte, wir seien gerne gekommen und versuchten, etwas zu helfen und nach 50 Jahren das Land unserer Wiege zu sehen.

Mit vielen Worten wurden wir aufgefordert, uns noch paar Minuten zu gedulden, die Bürgermeisterin hat sich verspätet und wir setzten uns.

Die Bürgermeisterin kam herein (leicht alkoholisiert) und übergab als Dank jedem eine Armbanduhr. Dieses Geschenk konnten wir zum Glück annehmen. Die vorgesehene Abfahrt verschob sich etwas, und mein Dreschstein war gut verschnürt auf einem der LKW. Zum Abschied versprachen wir noch, wiederzukommen. Der zweite Hilfstransport kam im Oktober 1991 nach Krasnoe. (Durch einen Unfall konnte ich nicht dabei sein.)

Nach dem ersten unerlaubten Besuch vom 12.08.90 folgten 16 weitere Besuche mit kleineren und größeren Gruppen von Mitreisenden aus Kanada, USA, Australien und Deutschland vom Norden bis zum Süden. Als Dank für unsere Hilfe wurde gegen den Willen der Hardliner ein Gedenkstein zur Ehre der Gründer von Krasna 1814 errichtet, ebenso eine Kapelle zur Erinnerung an die Umsiedlung 1940 und 2012 ein Nachbau vom Siedlerkreuz als Ersatz des zerstörten von 1815.

Bessarabische Heimatgemeinden: eine Einführung

WERNER SCHABERT

Seit vielen Jahren bereise ich Bessarabien und habe inzwischen in vielen ehemals deutschen Orten unzählige Kontakte und Anlaufstellen. Meine Frau Samanta ist Ukrainerin, so dass kaum kommunikative Hürden im Wege stehen und Türen sich relativ leicht öffnen.

Beginnend mit dieser Ausgabe des MB werde ich in loser Reihenfolge verschiedene ehemals deutsche Orte aus Bessarabien jeweils auf einer Doppelseite vorstellen.

Die erste Seite behandelt jeweils die aktuelle Situation und unterhält mit interessanten und teils vielen Lesern noch unbekanntem Daten. Was hat sich verändert? Was muss man beachten und beobachten? Welche Möglichkeiten ergeben sich heute für mich als Besucher?

Tipps für eine vielleicht geplante Reise oder auch nur für die Erweiterung des eigenen Wissensschatzes. Viele selbstaufgenommene aktuelle Bilder werden den Text illustrieren.

Die zweite Seite befasst sich mit dem historischen Verlauf der einzelnen Orte so-

wie deren Bewohnern und wird versuchen, dem Leser manche ihm noch unbekanntem Information in Text und Bild zu vermitteln.

Wie ich aus vielen Gesprächen festgestellt habe, sind auch erloschene Ortschaften für die Nachkommen sehr interessant. Wer glaubt, darüber gäbe es heute nichts Aktuelles mehr zu berichten, der irrt sich gewaltig. Darum will ich in der ersten Folge dieser fortlaufenden Reportage über eines der ehemals schönsten Dörfer in Bessarabien berichten.

Weiter auf der nächsten Seite

Hoffnungstal: Aktueller Zwischenbericht

WERNER SCHABERT

Durch das Vorhandensein einzelner Häuser, Kirchenfragmente, Schulgebäude oder anderer Relikte formt sich im Auge des Betrachters ein relativ schlüssiges Bild über den damaligen Zustand eines lebendigen und ehemals vielleicht auch prosperierenden Dorfes in Bessarabien. Wenn aber nur alte Fotografien, überlieferte Schriften und Erinnerungsberichte über diesen Ort existieren und der interessierte Besucher auf der grünen Wiese, dem frisch beackerten Feld oder in der einsamen Steppe steht, wird er seine Phantasie stark beanspruchen müssen, wenn ein lebendiges Bild in seinem Kopf entstehen soll.

Letzten Mai nahmen wir eine kleine Auszeit und verbrachten mehrere Tage in dem wunderschönen Ethniodorf Frumushika Nova unweit von den Gemeinden Klöstitz und Borodino gelegen. In dem Wissen, dass in der Nähe das nicht mehr existente Dorf Hoffnungstal lag und dort im Jahre 2004 von ehemaligen Bewohnern des Ortes und anderen bessarabischen Nachkommen ein Gedenkstein auf dem Gelände des ehemaligen Friedhofs gesetzt wurde, machten wir uns mit dem Auto auf die Suche und erreichten nach ca. 7 km teilweiser Irrfahrt unser Ziel.

Über Hoffnungstal hatte ich schon viel gelesen und schöne Bilder gesehen. Hier aber nun am Gedenkstein auf dem Hügel zu stehen und in das Tal zu schauen, wo das Dorf 104 Jahre stand, war sehr beeindruckend. Nicht nur der imposante Anblick, sondern die gesamte Atmosphäre wie Ruhe, Weite, Luft und Wind, zogen uns fast magisch in ihren Bann. In der Phantasie nahm Hoffnungstal wieder Gestalt und Konturen an, ein schwer zu beschreibender Moment – eine Art Fata Morgana.

In der Ferne weideten Rinder- und Schafherden unter einem von der gleißenden Sonne bestrahlten und von weißen Schönewetterwölkchen durchsetzten azurblauen Himmel. Im Talgrunde verhieß eine langgezogene Baum- und Buschlinie den Lauf

eines Flüsschens oder Baches. Jenseits dieser Linie stieg das Areal wieder an, deutete vage auf terrassenartiges Gelände und rechts davon auf einen kleinen Wald. Vorhandene Zeit, das schöne Wetter und Nuancen von Abenteuerlust motivierten uns zu einer genaueren Erkundung des ehemaligen Dorfes, obwohl ich gehört und gelesen hatte, dass rein gar nichts mehr von Hoffnungstal vorhanden wäre.

Teilweise meterhohes Gras und holpriger Boden gestalteten den Abstieg recht anstrengend. Jedoch wurden wir dafür vielfach entschädigt, denn farbenfrohe, intensiv duftende Blumen, ein Sammelsurium von Geräuschen und Anblicke verschiedener Kleintiere und seltener Vögel versüßten uns den Weg.

Es war tatsächlich ein kleines Flüsschen, das es nun zu überqueren galt. Der Name ist Tschaga oder auch Schag, der in dieser Gegend tiefes und beständiges Wasser hatte, so das sich damals Fische wie Karpfen und Karauschen dort halten konnten. Nach dem Dreschen fuhr man auch gern an den Schag um die Pferde zu baden.

Der Preis für die Passage des Tschaga bestand aus nassen Hosenbeinen und etlichen Schweißtropfen, da beide Bachseiten aus hohen und völlig mit Brennesseln zugewucherten Ufern bestanden. Aber wie heißt es doch im Volksmund: „Ein Bessaraber kennt keinen Schmerz“.

Dieser Teil des ehemaligen deutschen Dorfes hielt einige unerwartete Überraschungen für uns parat. Fauna und Flora gestalteten sich noch üppiger, als auf der anderen Dorfseite und der schon erwähnte Wald offenbarte im Inneren mehrere Haus- und Gebäuderuinen aus deutscher Zeit. Auch ein recht gut erhaltener Brunnen und diverse Steinmauern waren dort zu entdecken.

Die vorab vermuteten terrassenartigen Formationen auf der linken Dorfseite, wo wir damaligen Weinanbau vermuteten, erwiesen sich aus der Nähe als ausgehobene Panzerstellungen. Von dort hat man wohl aus erhöhter Position im Juni 1946 seitens der Roten Armee das leere, von den Deutschen zurückgelassene Dorf, zu-

sammengeschossen und damit versucht, das ganze Gebiet wieder zu naturalisieren, was dann aber nicht gänzlich gelang.

Aus dem riesigen Steppengebiet in dieser Region wurde ein gigantischer Truppenübungspatz der Roten Armee. Die Pläne sahen vor, dass fünf Dörfer dafür weichen mussten. Wer das Vieh und die Gerätschaften abräumte oder wer in diesen Jahren dort Quartier genommen hat, ist mir nicht bekannt. Es werden aber wohl Menschen aus den Nachbardörfern gewesen sein.

Frumushika, Kantemir, Roschia und Zurum waren die vier Nachbardörfer, die 1946 von den Sowjets geräumt wurden und danach ebenfalls dem Erdboden gleichgemacht wurden. Es waren moldauische Dörfer und die Häuser und Stallungen bestanden aus Lehm. Augenzeugen berichteten, dass man zwei T-34 Panzer mit einem Stahlseil verbunden hat und diese dann alle Gebäude in Höhe der Eingangstüren abgeschnitten haben.

Diese Hauszerstörung wollte man in Hoffnungstal auch durchführen, scheiterte aber an der robusten Ziegelbauweise und musste daher den zeit- und materialaufwendigen Beschuss durchführen.

Am späten Nachmittag machten wir uns wieder auf den mühevollen Rückweg. 500 Meter Richtung ehemaligem Dorfende sahen wir am Tschaga auf der von uns angestrebten Bachseite drei Schäfer, die es sich da scheinbar unter einem ausladenden Maulbeerbaum gutgehen ließen, derweil ihre Rinder und Schafe für gute Milch und gesunden Fleischaufbau sorgten.

Auf Zuruf zeigten sie uns einen gangbaren Übergang und erzählten uns interessante überlieferte Details über Hoffnungstal. Dann hielten sie noch eine Überraschung für uns parat. In 50 Metern Entfernung hatte kürzlich eine Kuh gekalbt. Das im Gras liegende Kälbchen wurde unter unseren freudigen Augen das erste Mal aufgerichtet und seiner Mutter angelegt.

So oder ähnlich hat es sich sicherlich auch oft in Hoffnungstaler Zeit zugetragen und vermittelt dankbare Gewissheit, dass das Leben sich auf diesem schönen Flecken weiter erneuert.

Von Hoffnungstal sind nur einige Ruinen geblieben



Seit 2004 erinnert ein Gedenkstein an das deutsche Dorf



Hoffnungstal: Historie

WERNER SCHABERT

Die Gründer der Kolonie Hoffnungstal kamen nicht direkt aus Deutschland, sondern lebten auf dem Landgut Carlsthal bei Odessa; sie waren schon von 1806 – 1819 aus Württemberg nach Russland ausgewandert. Dort wurden sie vom Eigentümer, einem Rittmeister Karl Bitsch in königlich-preußischen Diensten, der das Carlsthaler Land erworben hatte, im Jahre 1841 verdrängt. Nachdem sie auch in Schabo vergeblich um eine Aufnahme baten, erbarmte sich das Fürsorgekomitee in Odessa und wies den heimatlosen Schwaben (ges. 25 Familien) die Steppe Nr. 9 zu. Sie bekamen je Familie 100 Silberrubel und gründeten 1842 die Kolonie. Damit war die großzügige Landvergabe des Zaren an deutsche Siedler abgeschlossen. Von 1843 – 1847 siedelten sich weitere 57 Familien aus dem Chersonschen Gebiet und einigen anderen Ortschaften dort an, die aber keine finanzielle Unterstützung mehr erhielten. Jedoch wurde jeder Familie eine Wirtschaft von 60 Deßjatinen zugeteilt, gesamt ca. 5400 Hektar. 1843 bekam die neue Kolonie den Namen Hoffnungstal. Die neu gegründete Kolonie hatte guten Ackerboden und entwickelte sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu einer wohlhabenden und schönen Gemeinde. Das Kolonistenland bestand größtenteils aus tiefschwarzer, fruchtbarer Erde und eignete sich hervorragend als Acker- und Weideland. Es gab Brunnen mit nie versiegendem Quellwasser und in der Nähe gab es ergiebige Steinbrüche, die für den Gebäude- und Mauerbau genutzt wurden. Die Dorfmitte durchzog ein kleines Flüsschen, der Tschaga, den man auch Hag nannte und der teilweise fischreiches, tiefes und beständiges Wasser führte. Der Weinbau wurde intensiv betrieben und fast jede Wirtschaft hatte einen kleinen Weingarten. Bei der Viehzucht erhielt das Pferd den Vorzug. Es wurde das mittelschwere Kolonistenpferd (Halbwarmblut) gezüchtet, wobei die beliebteste Farbe schwarz war. Die Rinder- und Schafzucht wurde wie in vielen anderen Kolonien eher stiefmütterlich betrieben. Einzig Jung- und Mastvieh wurde in größeren Mengen gehalten,

weil der Verkauf in Richtung Odessa guten Erlös einbrachte.

Im Laufe der Zeit haben sich auch mehrere Handwerksbetriebe angesiedelt. So gab es Tischler, Stellmacher, Sattler, Fassbinde, Schneider, Schuster und Schmiede.

Einer der ersten Schmiede war Johannes Höhn, der 1854 mit seiner Familie nach Hoffnungstal zog. Er experimentierte an einem neuartigen Pflug mit einer Eisenschar, der weltbekannt wurde und als Kolonistenpflug in die Geschichte einging. Später eröffnete sein Sohn Johannes, der noch 1854 in Hoffnungstal geboren wurde, in Odessa ein Landmaschinenwerk mit 1300 Mitarbeitern und versorgte ganz Russland und viele andere Länder mit seinen Produkten. Er wurde auch Ehrenbürger von Odessa und errang großen Ruhm.

Auf Schulbildung wurde in den Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nicht allzu großen Wert gelegt. Man vertraute einem Dorfbewohner, der des Lesens, Schreibens und Rechnens mächtig war, die Aufgabe an, dem Nachwuchs bei vorhandener Zeit sein Erlerntes weiterzureichen, was meist jedoch sehr unzureichend war. Diese Vorgehensweise änderte sich erst Anfang des neuen Jahrhunderts, wo dann auch 1911 ein neues Schulgebäude errichtet wurde.

In den Jahren 1904/1905 baute die Gemeinde unter Führung ihres Dorfschulzen Wilhelm Müller eine helle und geräumige Kirche, die mit ihren 700 Sitzplätzen zu den größten und prächtigsten Kirchen Bessarabiens zählte.

Vor großen Epidemien wie Pest und Cholera blieb Hoffnungstal weitgehend verschont, wurde aber auch von Dürrejahren, Diphtherie, Pocken und Typhus heimgesucht, wodurch teilweise ganze Familien ausgelöscht wurden.

Trotz aller Unbill und harter Arbeit lässt sich letztendlich resümieren, das 100 Jahre Kolonistendasein den gottesfürchtigen Hoffnungstalern ein auskömmliches und zufriedenes Leben beschert haben.

Im Oktober 1940 erfolgte dann die Umsiedlung ins Deutsche Reich. Über Kilia und Galatz wurden alle Hoffnungstaler verschifft und fanden sich wieder vereint in einem Lager in der Nähe von Chemnitz wieder, wo sie mehr als zwei Jahre auf ihre Neuansiedlung in Polen warten mussten.

Man hatte für die Hoffnungstaler weder im damaligen Warthegau noch in Danzig-Westpreußen Höfe zur Neuansiedlung frei. Darum stellte man sie vor die Alternative: entweder eine Ansiedlung im polnischen Generalgouvernement zwischen Lublin und Lemberg oder dem Verbleiben im Lager bis zum Ende des Krieges. Sie entschieden sich für die Ansiedlung im Kreis Zamosc. Kaum angekommen begannen schon die Partisanenüberfälle. In den nächsten anderthalb Jahren wurden 28 Hoffnungstaler brutal ermordet und durch Raub und Brand viel Eigentum vernichtet. Bei einem furchterlichen Partisanenangriff kamen in einer Nacht 32 Personen in einem Dorf ums Leben. Das alte Ehepaar Christian Schaible verbrannte bei lebendigem Leibe in ihren Betten, Kinder und Frauen wurden ermordet. Eine schreckliche Nacht.

Schließlich kamen im Herbst 1943 die Lenker der Ansiedlung zur Einsicht, wenigstens die Frauen und Kinder in ein Lager bei Litzmannstadt zu verbringen. Die Männer und die erwachsenen Söhne mussten bleiben. Erst im Sommer 1944 zur Erntezeit, als es bereits zu spät war, kam der Befehl zur Flucht. Unter großen Opfern flüchteten die Menschen sich verzweifelt nach Deutschland.

Die rund 2200 Seelen, die in Bessarabien eine geschlossene Gemeinde bildeten, leben nun zerstreut in ganz Deutschland oder irgendwo in Übersee.

*Dorfansicht Hoffnungstal von West nach Ost 1940.
In der Bildmitte der Friedhof*



Am Marktplatz von Hoffnungstal 1940



*Hoffnungstaler Jugend beim
fröhlichen Ringelreihen*



Bilder von Rudolf Hofer



Reise in die Süddobrukscha - 2

HEINZ-JÜRGEN OERTEL

... und weiter ...

So endete der erste Teil der unseres Reiseberichtes in die Süddobrukscha auf dem Weg nach Malkotsch in der Norddobrukscha. Auch über den Aufenthalt dort haben wir bereits berichtet. Jetzt soll über die Erlebnisse dazwischen kurz berichtet werden.

Mangalia

Unser letzter Bericht endete in Sarighiol/Albești. Von dort bis nach Mangalia, der Hafen- und Touristenstadt am Schwarzen Meer, sind es nur 13 km (der zweite Seehafen nach Constanța). Nach A. Stiller lebten 1940 immerhin über 200 Deutsche in der Stadt. Besonders reizvoll ist der Badestrand mitten in der Stadt, am Hafen nicht, bot für uns aber eine willkommene Abwechslung. Nach der Erfrischung im Meer besuchten wir die wohl bekannteste Sehenswürdigkeit, die „Esmahan Sultan“ Moschee. Sie ist die älteste muslimische Kultstätte in Rumänien und wurde 1575 von der Tochter von Sultan Selim II (1566-1574) erbaut. Die Moschee ist vom mohammedanischen Friedhof mit über 300 Jahre alten Gräbern umgeben. Beim Bau der Moschee wurden Steine von den Mauern der griechischen Festung Callatis verwendet. Alles zusammen bildet ein ansprechendes Ensemble. Das kleine Minarett der Moschee kann man besteigen. In der türkisch-tatarischen Gemeinschaft von Mangalia leben derzeit mehr als 3.100 muslimische Gläubige.

Tekirghiol

Von Mangalia Richtung Norden, kurz vor Konstanza, erreicht man Tekirghiol/Techirghiol. Vorbei am See mit Heilschlamm, auf dessen Wirken sich der Ruf als Heilbad begründet, erreicht man den Ort. Hier gab es früher eine relativ große, etwa 250 Personen umfassende katholische Gemeinde. Wir hatten die katholische Kirche „Heiliger Konrad von Parzham“ schon in vergangenen Jahren besucht, hatten aber in diesem Jahr das

große Glück, von Roxana Nicolăescu empfangen zu werden. Roxana ist Lehrerin für Deutsch an einem Gymnasium in Konstanza und in Tekirghiol zu Hause. Durch sie konnten wir Zugang zur Kirche erhalten. Im Grundstück neben der Kirche, da, wo früher das deutsche Schulhaus stand, wohnt eine Familie, die sich sehr für die Kirche engagiert, die Instandhaltung, Renovierung und Ausstattung übernimmt. Der Zustand der Kirche ist deshalb Außen wie Innen hervorragend. Auch am Blumenschmuck fehlt es nicht. In den letzten Jahren konnten Stück für Stück die Kirchenfenster erneuert werden. Nachdem wir zum Abschied auch noch köstliche Feigenmarmelade und Obst erhalten hatten, waren wir unseres Mangels bewusst, hatten wir doch viel zu wenig Geschenke im Gepäck.

Neben der Kirche gibt es im Ort noch ein deutsches evangelisches Jugendgästehaus der Evangelische Kirche A.B. Bukarest. Neben der Bekanntheit als Heilbad und Kurort, gibt es noch zwei berühmte Bauwerke. Das moderne Kloster zur „Heiligen Maria“ und eine alte Holzkirche auf dem Gelände des Klosters. Das Kloster selbst wurde zuerst 1928 als Villa im Heilbad erbaut. Zwischen 1965 und 1967 begann Patriarch Justinian mit der Renovierung und Erweiterung, der rechte Flügel wurde erweitert, zwischen 1975 und 1977 fügte er den linken Flügel des Komplexes hinzu und den senkrechten Teil, der die beiden Flügel vereint und damit das Aussehen traditioneller Klöster mit einem offenen Platz hinzufügt.

Mitten in diesem Innenhof ließ Patriarch Justinian 1951 eine wunderschöne transylvanische Holzkirche aus dem 17. Jahrhundert antransportieren und aufstellen. Die Kirche stammt aus dem Dorf Maiorești im Kreis Mureș wurde aber 1934 von König Carol II zum Schloss Peleş nach Sinaia versetzt. Nach 1945 unter der kommunistischen Regierung verfiel die Kirche fast, bis sie nach Tekirghiol kam und auf Anlass vom Patriarch restauriert wurde.



Auch der Esel, durch den die Heilwirkung des Schlammes im See bekannt wurde, hat in Tekirghiol ein Denkmal. Der alte, lahme Esel, konnte nach einem Schlammbad im See wieder gut laufen. So wurde durch einen Bauern die Heilwirkung entdeckt.

Konstanza

Von Tekirghiol nach Konstanza/Constanța-Zentrum sind es auch nur 16 km. Diese Nähe zur großen Hafenstadt war den deutschen Siedlern von großem Vorteil beim Absatz Ihrer bäuerlichen Waren. In Konstanza wurde in den letzten Jahren viel für die Renovierung der Altstadt getan. Leider gibt es aber immer noch keine Fortschritte beim 1910 fertiggestellten mondänen Casino im Jugendstil an der Schwarzmeer Promenade.

In diesem Jahr hatten wir ein besonderes Erlebnis und damit einen besonderen Anlass für den Besuch der Stadt. Unser guter Engel Roxana wollte uns ihre Arbeitsstelle, das Colegiul National Mircea cel Bătrân, wo sie Deutsch unterrichtet, zeigen. Leider waren ja Ferien, bzw. freie Zeit zwischen den Prüfungen, so dass das Haus fast leer war. Einerseits gut für uns bei der Führung durch die Schule, andererseits schlecht, hätten wir doch gern mit den Schülern im Deutschunterricht gesprochen.

Ansicht der Moschee und Friedhofsgarten



Das Besondere, die Turbangekrönten Grabstellen



1896 wurde das Gymnasium zunächst nur für Jungen eröffnet. Danach hat es mehrere verschiedene Schulsysteme erlebt. Jetzt lernen hier Jungen und Mädchen gemeinsam und erhalten eine vor-universitäre Ausbildung. Neben Deutsch werden auch Französisch, Englisch und Türkisch als Fremdsprachen vermittelt. Das Lernen der deutschen Sprache soll Spaß machen, und damit die Schüler später auch im deutschen Alltag zurechtkommen, wird auch Umgangssprachliches gelehrt. Interessant fanden wir das Projekt der Schülerzeitung in deutscher Sprache. „Die Schülerzeitung ‚Misch Masch‘ erscheint seit 2006. Seit 2007 erscheint sie zwei Mal pro Jahr. Die Redaktion besteht aus Schülern ab der 9.Klasse, jedoch tragen auch jüngere Schüler durch z. B. gemalte Bilder ihren Teil zu einer gelungenen Schülerzeitung bei. Die deutsche Schülerzeitung beinhaltet Informationen über Projekte und kommende Projekte, interessante Fakten zu neuen Bands, Freizeit der Jugendlichen und auch Witze und Rätsel. Die Schüler selbst erwarten immer wieder neue, spannende Berichte und Nachrichten rund um die Schule und das Schulleben.“¹

Bei jedem Aufenthalt in Konstanz steht auch ein Besuch im Demokratischen Forum in der Sarmisegetuza Straße auf unserem Reiseplan. Bei Gesprächen in

der ehemals Deutschen Schule von Konstanz erfahren wir immer neues über die Entwicklung in der Stadt und der Dobrudscha.

Ein Thema, welches bei den Gesprächen oft diskutiert wurde, ist die Sauberkeit in der Stadt. Man geht davon aus, dass es in Deutschland sauberer ist und jeder auch auf Sauberkeit achtet. Den Eindruck können wir leider nicht uneingeschränkt teilen. Wahr ist jedoch auch, dass es in Konstanz einige Schmutzdeckeln mehr gibt als bei uns. Im Oktober 2019 fand unter dem Motto „Eine grüne und saubere Gemeinschaft“ ein gemeinsamer Herbstputz in der Stadt statt. Wir können nur hoffen, dass es sichtbare Spuren des Einsatzes gibt und der Aufruf nachhaltig bleibt.

Über unser Ziel der Reise, die Gemeinde Malkotsch bei Tulcea, konnten Sie, geehrter Leser, schon im Mitteilungsblatt lesen. Wir hoffen diese Berichte haben Ihnen gefallen, dann würden wir uns sehr über Kommentare freuen.

¹ Eigendarstellung der Schülerzeitung

Die Katholische Kirche „Heiliger Konrad von Parzham“



Schautafel der Schülerzeitung „Misch-Masch“

Die Holzkirche „Die Entschlafung der Gottesmutter“



Wunderbare Reise zur Diamantenen Hochzeit und Ehrenbürgerfeier im Juni 2019

SVITLANA OSADCHA

Wir waren schon viele Male in Deutschland, aber diesmal bekamen wir die Einladung zu einer besonderen Gelegenheit – zur Diamantenen Hochzeit von Selma und Herbert Hablzel und zur Ehrenbürgerauszeichnung von Herbert. Wir sind mit der Familie Hablzel seit vielen Jahren befreundet und wir freuten uns auf diesen

wunderbaren Anlass, um unseren lieben Freunden gratulieren zu dürfen. Selma und Herbert haben alles toll organisiert und alles vorhergeplant: unsere bequeme Flugreise und viele andere wunderbare Unternehmungen, sodass wir uns auch als Jubilare gefühlt haben.

Wir; d.h. fünf Personen, die die Einladung bekamen: Alexandr Jureskul, der alte Freund von Herbert und Selma und

der ehemalige Bürgermeister von Andrejewka und heute der Abgeordnete des Gemeinderats. Oleh Nimanchuk – der heutige Bürgermeister von der vereinigten Gemeinde Andrejewka und Mologa. Valerij Skripnik der ständige Vertreter des Bessarabiendeutschen Vereins in der Ukraine und sein Bruder und Helfer Oberstleutnant a. D. Leonid Skrypnik. Svitlana Osadcha – Dolmetscherin und



Dozentin an der pädagogischen Hochschule.

Es war eine gute Flugreise von Odessa über Wien nach Stuttgart. Am Flughafen Stuttgart wartete Herbert auf uns und wir warteten ungeduldig auf das Wiedersehen mit unserem Freund. Stürmische und herzliche Umarmungen folgten und wir fuhren nach Böblingen.

Am nächsten Tag hatten wir frei und die Möglichkeit, uns für den feierlichen Tag vorzubereiten.

Endlich kam dieser lang erwartete Tag. Herbert und Selma waren schön angezogen und gut gelaunt. Sie schauten einander wie vor sechzig Jahren, mit viel Liebe und Vertrauen an. An der Paul-Gerhard Kirche warteten schon eingeladene Gäste, die dieses wunderbare Ehepaar seit vielen Jahren kennen. Mit dabei waren auch die zwei Töchter. Brigitte mit ihrem Mann Eberhard und Monika und die Enkelkinder Philipp, Miriam und Lukas. Der Gottesdienst begann und Herbert und Selma kamen in die Kirche, begleitet von Pfarrer Böhme, einem persönlichen Freund, der schon vor 10 Jahren den Gottesdienst zur Goldenen Hochzeit gehalten hatte. Er erzählte von Selma und Herbert, von ihrem Leben, von ihren Leistungen. Der Enkelsohn Lukas spielte Orgel, Tochter Monika sprach mit ihrem Sohn Philipp das Gebet und Enkeltochter Miriam den Segen. Alles war so rührend und wir fühlten ein Kloß im Hals und Tränen standen in den Augen, als wir dieses wunderbare Ehepaar sahen, das so viele Jahre in Liebe zusammengelebt hatte. Nach dem Gottesdienst fuhren alle Gäste ins Restaurant Paladion, wo die Feier weiter fortgesetzt wurde. Das Ehepaar Hablitzel bekam den ganzen Tag herzliche Glückwünsche und Geschenke. Es waren viele Ehrengäste wie der Bundestagsabgeordnete Marc Biadacz, der Landtagsabgeordnete Paul Nemeth, Oberbürgermeister der Stadt Böblingen Dr. Stefan Belz, der Ehrenvor-

sitzende Dr. h.c. Edwin Kelm und der Vorsitzende des Bessarabien Deutschen Vereins Günter Vossler, sowie Mitglieder der Bundesliga Tischtennis-Damenmannschaft des SVB Böblingen mit ihrem Mannschaftsführer Frank Tartsch gekommen. Auch die alten Freunde mit bessarabischen Wurzeln Hedwig und Kuno Lust und Edgar Beninger mit seiner Frau und noch viele andere Gäste waren da. Die Töchter hatten eine Überraschung für ihre Eltern vorbereitet: sie luden ein Gesangsduo ein, das schöne Musicalmelodien vortrug und am Schluss wurden von allen Volkslieder gesungen.

An diesem Tag hatten Selma und Herbert viel Gelegenheiten das vergangene Jahre zu feiern: Diamantene Hochzeit, 80. Geburtstag und die Verleihung der Ehrenbürgerschaft des Dorfes Andrejewka, die 2018 auch Herbert Hablitzel erhielt. Oleh Nimanchuk, der Bürgermeister der vereinigten Gemeinde Andrejewka und Mologga, und Alexandr Jureskul, der Abgeordnete des Gemeinderats, händigten Herbert die Urkunde über die Ehrenbürgerschaft aus und bedankten sich herzlich bei Herbert und Selma Hablitzel für ihre Wohltätigkeit und für alles, was sie für Andrejewka, Selmas Heimatdorf, gemacht haben und weitermachen. Das Fest hat uns allen sehr gut gefallen, es war so gemütlich und schön in diesem Saal.

An den anderen Tagen erwartete uns auch ein interessantes Programm, das Herbert und Selma für uns vorbereitet haben.

Böblingen ist eine alte Stadt, die viele sehenswerte Orte hat. Am Mittwoch, den 5. Juni hatten wir ein aufregendes Ereignis: der Oberbürgermeister der Stadt Böblingen, Dr. Stefan Belz, hat uns ins Rathaus eingeladen. Er empfing uns in seinem Dienstzimmer, mit einer freundlichen Begrüßungsrede. Wir hatten die große Ehre, uns als Gäste aus Bessarabien ins Goldene Buch der Stadt Böblingen einzutragen. Herr Oberbürgermeister Dr. Stefan Belz hat uns

Die Gäste von Selma und Herbert Hablitzel haben ihren Aufenthalt in Deutschland sehr genossen

über Böblingen berichtet und wir haben ihm von Bessarabien und Andrejewka erzählt und zum Schluss hat er jedem von uns zum Andenken ein Buch von Böblingen geschenkt. Wir bekamen ganz tolle Eindrücke von diesem Treffen und haben den Herrn Oberbürgermeister zu Besuch in Andrejewka eingeladen, was er annahm.

An den anderen Tagen haben Selma und Herbert für uns viel Interessantes organisiert. Wir waren in der märchenhaften Burg Lichtenstein und bewunderten die faszinierende Umgebung rund um die Burg, das Gebäude selbst und ihre wunderbaren Räume. Vor der Burgbesichtigung waren wir in einem gemütlichen Restaurant „Forellenhof Rössle“ mit einem Blick auf die Burg Lichtenstein und haben zu Mittag Forelle gegessen.

In Böblingen waren wir im alten Zentrum, im Stadion und besuchten das große Schwimmbad. Extra für uns organisierten unsere Gastgeber eine Führung im neuen Hotel V8 und wir besuchten die benachbarte Autoausstellung „Motorworld“ auf dem Flugfeld. Wir waren entzückt von diesem Besuch, besonders der männliche Teil unserer Gruppe.

Am letzten Tag bereiteten sie für uns noch eine Überraschung. Wir waren in dem bekannten Restaurant „Zum Reussenstein“ und nach dem köstlichen Mittagessen haben wir den bekannten Besitzer dieses Restaurant, den Fernsehkoch Timo Böckle, kennen gelernt, der im Südwestfernsehen zu sehen ist. Es folgte ein angelegtes Gespräch im Restaurant mit seinem besonderen Flair, und wir durften sogar die TV-Küche von Timo sowie seinen Keller besuchen und wir bekamen auch noch ein Autogramm.

Was uns auffiel war, dass überall, wo wir waren, sind entweder die Freunde von Familie Hablitzel oder wir trafen Menschen, die früher bei der Firma „Hablitzel & Türk“ perfekte Waren gekauft haben, und sie kennen den Namen Hablitzel als Synonym der besten Qualität.

Die Woche unseres Aufenthalts als Gäste bei der Familie Hablitzel war voll von Überraschungen und wunderbaren Eindrücken. Wir sind Selma und Herbert, die uns in diesen sieben Tagen glücklich gemacht haben, für ihre Gastfreundlichkeit, für ihre Fürsorge, für ihre Liebe und für ihre großartige Menschlichkeit dankbar, und wir äußern diese Dankbarkeit diesen außergewöhnlichen Menschen auch im Namen der Bewohner von Andrejewka, wo sie so vielen Menschen geholfen und viel Gutes getan haben.

Alexandr Jureskul, Oleh Nimanchuk, Valerij Skripnik, Leonid Skrypnik, Svitlana Osadcha

Alfred Döhring - sein erster Flug im Leben führte den 85-Jährigen allein nach Odessa und weiter in seinen Geburtsort Maraslienfeld

Erzählung und Bilder von
ALFRED DÖHRING
Aufgeschrieben von
SIGRID STANDKE

Immer wieder gern unterhalte ich mich mit Menschen, die einen Bezug zu dem Heimatdorf meines Vaters, Maraslienfeld in Bessarabien, haben. Und so zögerte ich nicht lange und rief Alfred Döhring an, um mehr zu erfahren von seiner ungewöhnlichen Reise. Mein Interesse freute ihn und es dauerte auch nicht lange, bis er eine Einladung aussprach, die ich am 28. Dezember 2019 gerne angenommen habe.

Ich traf einen sehr freundlichen und offenen Mann, der mich herzlich aufgenommen hat. Der Heimatort Maraslienfeld verbindet. Und Alfred erzählte mir von seiner Reise und seinem Leben. Seine Reise habe ich bewundert, viele Erlebnisse seines Lebens haben mich bewegt. So habe ich ihn gebeten, etwas darüber aufschreiben zu dürfen.

Alfred Döhring wurde am 27. November 1934 in Maraslienfeld, Bessarabien, geboren. Seine Eltern sind der Bauer Reinhold Döhring und Emilie, geb. Schlaps. Zur Familie gehörten bereits die Töchter Ella, geb. 1929, und Elfriede, geb. 1932. Nach Alfred werden noch 1937 die Tochter Leonide und 1939 der Sohn Oskar geboren. Am Sonntag, dem 6. Oktober 1940, verlässt die Familie Reinhold Döhring im Rahmen der Umsiedlung nach Deutschland ihr Heimatdorf Maraslienfeld. Da ist Alfred knapp 6 Jahre alt. An seine Kindheit in Maraslienfeld hat Alfred keine Erinnerungen. Eine kleine Geschichte weiß er aber doch von diesem Tag zu erzählen: Der Vater hatte wohl nicht das Herz dafür, den Hund einzusperren, als man den Hof mit Pferd und Wagen verlassen musste, so beauftragt er Alfred. Dieser gehorcht dem Vater, trat aber bei dieser schwierigen Aufgabe in ein Holzbrett mit einem Nagel. Diese Verletzung wurde zuerst kaum beachtet. Auf dem Schiff aber hatte sie sich entzündet. Die Wunde wurde ausgebrannt und Alfred sollte im Krankenzimmer bis zur Besserung bleiben. Hier fühlte sich Alfred ganz verlassen und so lief er in seinem „kurzen Hemdchen“ über das ganze Schiff, bis er die Mutter und Geschwister gefunden hatte. Bei ihr und den Geschwistern fühlte er sich geborgen. Die Familie Reinhold Döhring kam in das Umsiedlungslager Nr. 64 nach Gablonz an der Neiße, im besetzten Sudetenland.

Hier erlebt die Familie einen weiteren schweren Verlust. Der kleine Oskar verstirbt bald nach ihrer Ankunft. Er war noch kein Jahr alt.

Die Ansiedlung im Osten erfolgt für die Familie Reinhold Döhring im August 1941 im Warthegau. Im Dorf Wola-Wionzowa, Kreis Lask, sollten sie nun eine neue Heimat finden. Die Dorfgemeinschaft bestand aus acht Familien aus Maraslienfeld und drei Familien aus Wolhynien und man lebte gut zusammen.

Für Alfred war es nun Zeit, in die Schule zu gehen und auch ein kleiner Hitlerjunge wurde aus ihm. Doch wenn es darum ging, dass Alfred an Jugendlagern der HJ teilnehmen sollte, dann verweigerte der Vater die Zustimmung, auch wenn er dafür eine Strafe zahlen musste.

Die Familie hatte sich in Wola-Wionzowa gut eingelebt. Der Hof und das Wohnhaus waren entsprechend der Bedürfnisse der Familie hergerichtet. Die Tochter Erika wurde im Oktober 1942 geboren. Dann wird der Vater noch Ende 1944 zum Volkssturm eingezogen. Schon am 1. Januar 1945 wird er als „vermisst“ gemeldet, da war er gerade erst 41 Jahre alt. Die Umstände seines Todes hat die Familie nie erfahren, da halfen auch keine späteren Anfragen bei dem DRK Suchdienst in München. Die Mutter stand nun alleine

da mit den fünf Kindern und dem Hof. Dann kam in diesem kalten Januar auch noch die Flucht vor der immer näherkommenden Front.

Die Familie kann mit zwei Wagen den Hof und das Dorf verlassen. Die Mutter lenkt einen Wagen, der polnische Knecht den zweiten. Doch schon nach der ersten Nacht ist der Pole verschwunden. Nun muss auch der zehnjährige Alfred helfen, die Wagen zu lenken. Der Treck aus diesem Dorf bestand nur aus acht Wagen. Als er zur Oderbrücke kam, wurde diese schon zur Sprengung vorbereitet. Diese Menschen hatten aber noch Glück. Da der Treck so kurz war, wurde er noch durchgelassen. Alfred erzählt, dass sie später noch Pferdewagen gesehen haben, die versuchten über das Eis der Oder zu kommen. Nicht alle hatten es geschafft.

Die Flucht endete für Emilie Döhring und ihre fünf Kinder in einem kleinen Ort mit dem Namen Ahlum im Kreis Wolfenbüttel in Niedersachsen. Der Familie von sechs Personen wurde hier ein Zimmer zugewiesen. Von den vier Pferden, die man mitgebracht hatte, behielt man noch eines, die anderen drei wurden dem Gut in Ahlum übergeben. Die Kinder gingen irgendwann wieder in die Schule. Die älteste Tochter Ella nahm eine Arbeit in einer Konservenfabrik auf. Wie alle Flüchtlinge und Vertriebene dieser Zeit, kämpfte



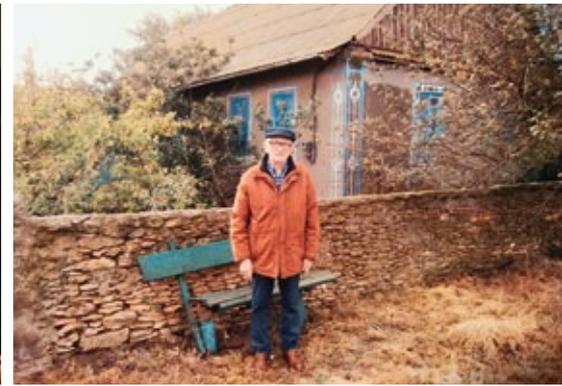
Alfred Döhring in Maraslienfeld



Zwei Männer, die Alfred Döbring auf seiner Suche sehr geholfen haben: der Bürgermeister von Sholtyi Jar und der Taxifahrer, der mit ihm das richtige Maraslienfeld gefunden hat



Mit seinen Geschwistern (v.l.): Erika, Elfriede, Leonide, Alfred, Ella



Haus der Familie Döbring

man täglich darum, zu überleben. Dann wurde die Mutter krank. Ella, die Älteste, pflegte sie ein Dreivierteljahr. Doch am 10. August 1947 starb Emilie Döhring an einer Lungenentzündung. Die Mutter war nur 46 Jahre alt geworden. Fünf Kinder im Alter von 18, 15, 13, 10 und 5 Jahren blieben allein zurück.

Alfred bezeichnet es heute als ein großes Glück, dass die Geschwister zusammenbleiben konnten. Es waren keine Onkel oder Tanten in der Nähe, die den Kindern hätten helfen können, sie waren ganz allein auf sich gestellt. Es wurden nur drei Vormunde für sie bestellt, aber im Kampf um das tägliche Leben waren sie allein. Eine solche Situation ist für mich heute unvorstellbar. Wie haben diese Kinder das Leben in solch einer schweren Zeit allein bewältigt? Bewunderung und Achtung ist es, was wir den Menschen jener Zeit entgegenbringen sollten. Gerade weil wir sorglos aufwachsen konnten und es uns heute gut geht, dürfen wir den Kampf um das tägliche Brot, den unsere Eltern und Großeltern geführt haben, nicht vergessen.

Alfred erzählt noch vom Ähren lesen, Kartoffeln stopfeln und Holz sammeln im Wald. Das Einkommen der Kinder war eine Waisenrente von 25 DM. Dann geht für Alfred die Schulzeit zu Ende. Er folgt dem Ruf einer Tante nach Ulm. Hier findet er eine Lehrstelle als Schlachter in Nellingen auf den Fildern, im Kreis Esslingen. Die Lehre dauert drei Jahre, die Meisterprüfung macht er 1960. Sein Wunsch, sich selbständig zu machen, erfüllt sich nicht. Alfred geht in den Handel und führt hier bis zu seiner Rente erfolgreich eine Fleischabteilung.

Seine Margarethe, genannt Gretel, hatte er schon 1958 in einem Gesangsverein kennen gelernt. Die beiden heiraten im September 1960. Zusammen mit den Schwiegereltern findet Alfred die Familie, die er seit dem Tod der Eltern so vermisst

hatte. Die Tochter Brigitte wird im März 1961 geboren, der Sohn Joachim im August 1964. Die Kinder werden groß, gehen eigene Wege und gründen ihre Familien. Alfred geht im Alter von 60 Jahren in den Ruhestand. So kann er sich um die alten Schwiegereltern kümmern und auch seine Gretel braucht acht Jahre lang seine Pflege bis sie am 11. September 2011 verstirbt.

Edwin Kelm beschreibt sein Heimatgefühl, gelesen im Erinnerungsbuch von Leonide Baum „50 Jahre Bessarabienreisen“ auf der Seite 7:

„Verlässt der Mensch die Stätte seiner Geburt, aus welchen Gründen auch immer, so entsteht mit zunehmenden Alter eine Sehnsucht nach der Geburtsstätte und nicht selten auch Heimweh. Mit dieser Sehnsucht kommt dann auch der Wunsch, noch einmal an die Geburtsstätte zurückzukehren, mit der sich so Vieles verbindet nicht zuletzt die Erinnerung an die Kindheit.“

Nun lebt Alfred allein. Seine Gedanken sind oft in der Vergangenheit. Ahlum hat er schon oft besucht. Die älteste Schwester hatte sich dort verheiratet und war mit ihrer Familie im Ort geblieben. Die 90 Jahre alte Ella lebt heute in einem Pflegeheim.

Auch eine Reise nach Wola-Wionzowa hatte er vor Jahren schon einmal mit seiner Frau und den Kindern unternommen. Nur Maraslienfeld, seinen Geburtsort, hatte er nicht wiedergesehen. Es war ein zufälliges Gespräch über eine Donaufahrt zum Schwarzen Meer, das den Wunsch, die alte Heimat zu sehen, wieder stark werden ließ. So ging er in seiner Stadt in ein Reisebüro, um näheres zu erfahren. Die Schiffsreise war aber nicht der richtige Weg. Bei einem Aufenthalt von nur vier Stunden war nicht daran zu denken, das Heimatdorf zu erreichen. Die Mitarbeiter aber gaben sich sehr viel Mühe, einen Weg für Alfred zu finden. Die

Lösung war ein Flug über Wien nach Odessa. Als 85-Jähriger hatte er einen Anspruch auf persönliche Betreuung auf den Flughäfen. Das lief für Alfred so ab, dass er im Rollstuhl gefahren wurde. Bei den Passkontrollen und Abfertigungen wurde er bevorzugt abgefertigt. So war nun das Reisen für ihn kein Problem mehr. Am 26. September 2019 trat Alfred Döhring in Stuttgart, als fast 85-jähriger Mann, den ersten Flug seines Lebens an. Die Reise verlief ohne Probleme. Ein Taxi brachte ihn in Odessa zu seinem Hotel „Arcodia“, nahe der Fußgängerzone gelegen.

Am nächsten Tag rief man ihm vom Hotel aus ein Taxi, das ihn in sein Heimatdorf fahren sollte. Nun passierte Alfred, was anderen Maraslienfeld-Reisenden auch schon passiert ist. Nicht wissend, dass es diesen Dorfnamen zweimal gibt bzw. gab, wurde er in den falschen Ort gefahren.

Zur Erklärung für alle Maraslienfelder: Bis 1940 trug unser Heimatort den Namen Maraslienfeld und rumänisch „Marazli“. Noch im Jahr 1995 war er unter den Namen „Maraslijewka“ zu finden. Als ich den Ort 2012 besucht habe, da hatte er schon seine Selbständigkeit und seinen Ortsnamen samt dem Ortseingangsschild verloren. Maraslienfeld war mit dem Nachbarort Sajari zusammengeschlossen und diese Gemeinde trägt den Namen „Sholtyi Jar“ bis heute. Die Gemeinde gehört zum Kreis Tatarbuniar. Dank der Kinder des Emil Sikorsky gibt es seit dem Sommer 2018 wieder Namensschilder an beiden Seiten des alten Dorfes in den Sprachen ukrainisch und deutsch. Das andere „Marazlievka“ befindet sich im Kreis Akkerman, heute Bilhorod-Dnistrovsky“. Es war nie ein deutsches Dorf. Der Name geht aber auf den gleichen Namensgeber „Grigori Marasli“ zurück. Diese Gemeinde ist heute das Zentrum der vereinigten Dorfgemeinschaft von mehreren Dörfern. Das frühere deutsche Dorf Mannsburg gehört zu dieser Dorfgemeinschaft.



Sigrid und Alfred im Gespräch

Nun suchten Alfred und der Taxifahrer Hilfe im örtlichen Bürgermeisteramt. Drei Mitarbeiter suchten eine reichliche Stunde lang nach dem richtigen Heimatort. Es wurde gesprochen, telefoniert und es gab Tee und Plätzchen, dann ging die Fahrt weiter. Leider war aber nun der Tag schon recht weit fortgeschritten, als man sich in Sajari vergewisserte, nun am richtigen Ort zu sein. Dann fand man auch das Ortseingangsschild. Alfred Döhring hatte sein Heimatdorf gefunden, ein Foto zur Erinnerung wurde gemacht. Am zweiten Haus links, gleich nach einer Kreuzung, hielt der Taxifahrer und ging in ein

Haus. Heraus kam ein Mann mit einem Plan in der Hand und stieg zu den beiden ins Auto. Erst später stellte sich heraus, dass dieser Mann der Bürgermeister der Gemeinde „Sholty Jar“ war, mit dem Namen Sergej Alexanderwitsch Michoweski. Gemeinsam fuhr man nun zu dem Platz, wo einmal das Bethaus und die Schule gestanden haben. Mit Hilfe des Dorfplanes suchten die drei anschließend Alfred Döhrings Geburtshaus. Das ist sehr schwierig, fehlen doch heute schon so viele Häuser. Und wie viele Hofstellen kann es wohl auf den Freiflächen gegeben haben? Ein Haus ist gefunden. Es steht leer und ist stark verwachsen, so dass kein Zugang möglich ist. Ein Foto zur Erinnerung wird gemacht. Aber ist es wirklich das Haus wo er geboren wurde, oder ist es vielleicht doch das Haus daneben? Alfred selbst hat keine Erinnerung daran und nach fast 80 Jahren, wie soll man da Gewissheit finden. Es hat sich so viel verändert.

Alfred Döhring ist glücklich, in seinem Geburtsort Maraslienfeld zu sein, in seiner alten Heimat. Doch die Zeit war fortgeschritten und bis nach Odessa ist es noch weit. Erfüllt von der Freude mit 85 Jahren seinen Geburtsort doch noch einmal gesehen zu haben, geht dieser Tag nun schnell zu Ende. Es bleibt Alfred da-

nach noch ein Tag in Odessa. Diesen genießt er mit Spaziergängen durch die schöne Stadt Odessa. Der Weg führt ihn sogar bis zum Strand am Schwarzen Meer. Nach diesen beiden so erfüllten Tagen tritt Alfred Döhring wieder den Rückflug nach Stuttgart an. Er bringt Freude und Erfüllung mit nach Hause, Stolz auf seine Reise und den Wunsch, vielleicht doch im nächsten Jahr Bessarabien noch einmal für ein paar Tage zu erleben. Dann möchte er länger bleiben und mehr sehen von dem schönen Land seiner Vorfahren.

Und Alfred Döhring hat ein Anliegen. Er möchte seinen Kindern und den drei Enkeln sowie der heutigen jüngeren Generation sagen: „Seht, welches Elend der Krieg über die Menschen gebracht hat und welches Leid die Bessarabiendeutschen in Folge von Umsiedlung, Neuansiedlung im Osten und der bald darauf folgenden Flucht erfahren mussten.“

Alfred Döhring schaut auf sein Leben zurück mit der Gewissheit, alle Situationen angenommen und versucht zu haben, das Beste daraus zu machen. Er sagt: „Ein Mensch sollte sein Leben so leben, dass er vom Anfang bis zu seinem Ende Mensch bleiben kann. Trotz Leid und Rückschlägen habe ich versucht, mein Leben zu meistern und ein erfülltes Leben zu führen.“

Meine Donaureise

RICHARD KUGELE

Wittenberg in Bessarabien – wie oft hatte ich vom Vater und der väterlichen Verwandtschaft über „die Heimat“ gehört, erfragt, erfahren. „Daheim“ war es so, oder so, jedenfalls immer schön und gut gewesen. Soweit meine Kinder- und Jugenderinnerung aus Gehörtem, und dieses wiederum Kinder- und Jugenderinnerung der Generation meines Vaters, seiner Geschwister und anderer, die bis zur Umsiedlung 1940 eben im Kinder- und Jugendalter waren.

Meine väterlichen Großeltern habe ich nie kennengelernt, sie waren mit anderen nach der Flucht in Mecklenburg geblieben, dann eben Bürger der entstehenden DDR geworden und dort sehr früh verstorben. So fehlt mir bis heute die Sicht der Älteren auf die Heimat Bessarabien.

Als ganz junger Mensch, das erste Mal mit 16 Jahren, wollte ich nach Bessarabien radeln. Unmöglich: Die Schulferien zu kurz, kein Geld, der Eiserne Vorhang, keine elterliche Erlaubnis. Der Plan reifte lang, bis in meinem 60. Lebensjahr eine Pause im Berufsleben, ein Sabbatjahr, diese Reise möglich werden ließ. Mehr noch,

das Sabbatjahr war ganz in der Absicht geplant, endlich „meine persönliche Donaureise“ antreten zu können.

Und ich hatte Spuren, deutliche Spuren aus den Erzählungen, über lange Zeit gut erinnert und zur Reise mitgenommen. Eine besonders deutliche Spur ist die Donau, der Fluss, an dessen Ursprung ich seit 25 Jahren lebe und als Förster arbeite. Die als Verkehrsweg für einen Teil der Siedler, allzumal bei der Umsiedlung eine große Rolle spielte. Weitere Spuren, vorläufig und seit langem, sind Ortsnamen an der Donau, Galatz, das Eiserne Tor, Belgrad. Der Marktort Tarutino, Nachbarorte Alt-Posttal, Cedar Lunga, die Kreisstadt Akerman am Schwarzen Meer, überhaupt: Das Schwarze Meer! Mein Vater war wohl einmal am Schwarzen Meer, und so war natürlich das Delta der Donau eines meiner Ziele, die Donau vom Ursprung zur Mündung zu begleiten, mein Plan.

Vorweg: Ich habe alle Ziele erreicht, ich bin den erinnerten und später angelesenen Spuren gefolgt und glücklich an je-

dem Ort gewesen, der mir jahrelange Hoffnung und Vorfreude beschert hatte. 55 Tage war ich unterwegs, davon 40 Tage auf dem Fahrrad, dabei ganz knapp 4000 km geradelt. Die weiteren 15 Tage waren Pausen, Besuche, Besichtigungen, Regentage, und die Rückreise im Fernbus. Gestartet am 18. April 2019 in Furtwangen



*Am Grabstein des Urgroßvaters
Adam Kugele, geboren 1867*



Nach 3400 Kilometern mit dem Rad endlich Ankunft in Wylkowo



Denkmal zur 200-Jahrfeier in Arzis



Die wunderschöne Donau – ein treuer Reisebegleiter. Hier: in Budapest...

an der Donauquelle, kaum 100 m von der Europäischen Wasserscheide entfernt auf 1100 m Höhe gelegen, und zurückgekommen, wiederum mit dem Fahrrad die letzten 30 km von Donaueschingen entlang der Breg, am 11. Juni.

Zusammen mit meiner Frau die ersten Tage über Ostern, drei Nächte entlang der Strecke bei Freunden Quartier erhalten, dann mit einem Freund Budapest erreicht. Übernachtet entweder im Zelt auf einfachen Campingplätzen, in Pensionen oder in Hotels. Später in bulgarischen und rumänischen Dörfern, als ich alleine unterwegs war, auch am Abend im Dorf gefragt mehrmals privat eingeladen, es wäre sonst nichts zu finden gewesen. Alleine unterwegs war ich wider Erwarten gar nicht so viel, mehrmals schlossen sich mir jüngere Radreisende an. Wir reisten zur Probe einen Tag zusammen, und es hielt für ein Stück des Weges.

Eigentlich war ich sowieso nicht allein, die Donau begleitete mich ständig, treu, verbindlich, hilfreich bei der Überquerung auf vielen Fähren, zur Orientierung mit ihrem Lauf und zu Erbauung und Erstaunen ihrer Größe, Schönheit, geografischer, hydrologischer, naturkundlicher, kultureller und geschichtlicher Bedeutung. Landschaftlich wechselvoll die Gebirgsdurchbrüche, allen voran das großartige Eiserner Tor, geschichtlich wechselvoll die Völker Österreichs, Ungarns, Kroatiens Serbiens in den Ebenen Pannoniens. Spuren der jüngsten Kriege in Osijek, Vukovar, in Novi Sad und Belgrad. Spuren nicht nur an Gebäuden oder ehemaligen Brücken, Spuren auch im Gespräch mit manchem Einheimischen, der neugierig den Radfahrer nach dem Woher? Wohin? gefragt und darauf ein Gespräch eingegangen. Wechselvolle Spuren auch von Besatzungen: Die Römer, die Osmanen, der Sozialismus mit dem Eisernen Vorhang

Das augenfällige, das erste Ziel war dem Weg der Donau zu folgen, von der Quelle bis zur Mündung. Das zweite, aus meinem Heimatort Furtwangen sich ergebende Ziel, das ukrainische Städtchen Wylkowo im Delta, am Kilia-Arm der Donau nahe der Mündung. Wylkowo strebt mit Furtwangen eine Städtepartnerschaft an, und so wurde ich, angemeldet durch den Bürgermeister, dort herzlich empfangen. Erster „Tourist“ aus Furtwangen, mit dem Fahrrad nach 3400 km in sechs Wochen angekommen. Wylkowo ist ein hübscher Ort, stolze Bewohner, mehrheitlich „Altgläubige“, wie die Lipowaner sich nennen. Ein Teil der Stadt nur über Kanäle per Boot oder zu Fuß erreichbar, die besondere Lage im Delta macht es zum „Venedig der Ukraine“. Touristen aus der Ukraine, Moldawien und Rumänien schätzen den Ort und seine Höhepunkte, die Bootsfahrt zum symbolischen 0-km, den Schwarz-

meerstrand, die Ruhe und das ausgezeichnete Essen. Westlich orientiert, zeigt sich Wylkowo mit einer riesigen Europaflagge am Ortseingang. Ich durfte mich wohl fühlen, habe es genossen, empfangen und geführt zu werden!

Das dritte, mein größtes Ziel: Wittenberg, früher schon einmal und seit langem wieder mit Namen Malojaroslavetz I, zu erreichen nicht in einem, aber in zwei Tagen von Wylkowo. Eine lange Etappe bis Tarutino, durch Tatarbunary, und dann Orte, die ehemals ebenso deutsche Kolonien waren: Arzis, Teplitz, Alt-Elft, Paris, Krasna. In Arzis und Paris Aufmerksamkeit fordernde Monumente zum Jubiläum der Gründung vor 200 Jahren, dazwischen schlaglochübersäte Straßen, Weite, und überall die häufigsten Vögel Südosteuropas: Störche! Weidende Schaf- und Rinderherden, riesige Getreide- und Sonnenblumenäcker, auch Brachflächen. Und wohl neu: gigantische Photovoltaikanlagen in der Umgebung der größeren Orte. Es gibt entweder keine Beschilderung, oder ich kann sie spontan nicht zuverlässig lesen. Wo und wen auch immer ich frage, ich erhalte freundliche und verbindliche Auskunft, welches die Hauptstraße und wo abzubiegen ich weiterfinden werde. Tarutino erreiche ich in einem heftigen Gewitter, einen jungen Mann an der Straße frage ich nach Übernachtung. Er nimmt sein Fahrrad und bringt mich in einen neueren Gebäudekomplex, wo in mehreren Wohnungen einzelne Zimmer vermietet werden. Zu Essen gibt es nichts, also gehe ich in einem kleinen Supermarkt in der Nachbarschaft einkaufen. Kaum zurück, steht der junge Mann mit zwei Freunden da und will mich ins „Restaurant“ begleiten. Noch besser – sie bringen mich zu einem winzigen Grill, den hätte ich weder gefunden noch erkannt. Ich lade sie zu einem Grillteller und Bier ein, und wenn auch die Unterhaltung schleppend läuft – übersetzt per App – haben wir einen fröhlichen Abend. Und zur Überraschung verstehen sie sehr schnell was mich nach Tarutino bringt: Die Heimat meines Vaters! Auf dem Rückweg werde ich von einer jungen Lehrerin begleitet, die ihr gutes Englisch (Selbststudium, wie sie sagt!) mit mir praktiziert, weitere Überraschung!

Am anderen Morgen ein heftiges, lang anhaltendes Gewitter. Vor der Abfahrt Plattfuß. Nochmal Regen, die Straßen in Tarutino voll Schlamm. Dennoch entscheide ich mich zur Weiterfahrt. Über den ersten Berg nach Alt-Posttal, heute Malojaroslavetz II, ein weiteres Gewitter. Unterstand im Dorf, Federvieh in den Pfützen. Wieder über den Berg, und hinab ins Tal des Kirgis, am Ortsschild Malojaroslavetz I ein bewegender Fotohalt, eine Pause für die Seele, zum Einfangen

der Emotionen. Über zerbrochenen Asphalt hinab ins Dorf, gleich rechts die Schule, in der ehemaligen Kirche. Ein schöner blühender Garten davor, zwei Frauen im Portal stehend. Ich lehne mein Fahrrad an den Zaun, mache auf mich aufmerksam, werde hereingerufen. Ich stelle mich auf Englisch vor, Kopfschütteln. Ich spreche deutsch und schon lacht die eine, ja das sei ja großartig, kommt einer aus Deutschland auf dem Fahrrad um seine Wurzeln zu finden – nein sowas. Gelegentlich kamen Nachfahren aus Deutschland, es sind über die Jahre weniger geworden. Schon bin ich eingeladen ins Schulhaus, die Lehrerin zeigt mir die Räume, die Bücher, die Dekoration, ihre Kollegen stellt sie vor, und dann steht für mich ein Mittagessen bereit! Heute ist der letzte Schultag vor den Sommerferien, die Kinder hatten alle schon gegessen und sind nach Hause gegangen. Ich esse mit herzlichem Appetit, da kommt ein zehnjähriger Junge herein und spricht mich auf Deutsch an. Jojada, der Jüngste der vor 15 Jahren nach Malojaroslavetz ausgewanderten deutschen Familie Böhm, auch er freut sich über seltenen Besuch im Dorf, er macht das Gespräch mit der Lehrerin noch leichter, flüssiger und will mich gleich ins Dorf mitnehmen. Von der Schule, der Ausstattung und den sichtbaren Lehrmitteln habe ich einen guten Eindruck und verabschiede mich vorläufig mit einem großen Dank. Auch Jojada fährt Rad, und so kommen wir im Dorf voran, bis zum nächsten heftigen Gewitterschauer, danach durch Schlamm und Pfützen. Dank des Ortsplans aus der Wittenberg-Chronik (Rath, Bollinger 1987) finden wir die Hofstelle der Vorfahren Kugele, ein neueres Haus, bewohnt, verschlossenes Tor, niemand da. Unglaublich, ein großes Ziel, erreicht.

Unterwegs treffen wir einen ukrainischen Grenzer der neuen Grenzschutzkaserne oberhalb des Dorfes, er fragt mich aus nach dem Woher? Wohin? und macht sofort eindeutig klar, dass ich hier nicht über die Grenze nach Moldawien und weiter über Cedar Lunga zurück nach Rumänien fahren kann. Aha, ich brauche also schnell einen neuen Plan! Davon vorläufig ungestört erkunden wir weiter das Dorf: Viele verlassene Hofstellen, auch Einsturz zu sehen, auch viele bewohnte Höfe in sehr unterschiedlichem Zustand. Sehr wenige ganz neue Häuser, und die wenigen Menschen, die ich sehe, eher Ältere. Dann die sehr herzliche und überraschende Begrüßung am Tor der Familie Böhm. Wir stellen uns vor, ich werde hereingebeten, es gibt – für mich das zweite – Mittagessen, reden über Familie, Lebenswege, Inspiration, es ist ein Bisschen so, als hätten wir uns bereits gekannt. Ich bin beeindruckt von der „Mission“ der Böhms, ihrem

Glauben an diesen Ort berufen zu sein, der Lebensweise und ihrer Zugehörigkeit. Austausch über die Chancen und Grenzen einer solchen „Grenzexistenz“ – es gibt gemeinsame Erfahrungen. Jojada und Vater Jens begleiten mich auf den Friedhof. Ohne den Friedhof zu besuchen wollte ich den Ort keinesfalls verlassen. Dort ein gänzlich verfallener, verwachsener türkischer Teil, und daneben immer noch einige Grabsteine der deutschen Siedler. Vielfach verwitterte Steine, nicht mehr lesbare Namen, aber auch noch lesbare Namen, die mir im Ohr der Erzählungen klingen, und der Stein des Adam Kugele, geboren 1867. Im Nachhinein, schon wieder zu Hause, konnte ich damit das Grab meines Urgroßvaters identifizieren.

Spät wurde es am Friedhof, und den Weg zurück nach Tarutino vor mir, begleiteten mich die beiden Böhms weiter durchs Dorf, zum Haus der baptistischen Gemeinde, und noch ein Stück bergauf, und entließen mich mit einem Reisesegen. Voll Dankbarkeit und Glück kam ich durch Schlaglöcher und Schlamm zurück ins bereits bekannte Quartier in Tarutino.

Am anderen Tag dreimal Plattfuß, und trotzdem die 144 km bis Izmajil geschafft. Wieder durch ehemals deutsche Dörfer, in Arzis in einem lebenswürdigen Kaffee feinen Kuchen genossen, das Dorf Dennewitz, kaum auffindbare Lokalstraßen und dann die Hauptstraße, dennoch wenig Verkehr, überraschend moderate LKW-Fahrer, und am späten Abend dann ein zweites Mal in Izmajil, schöne Stadt, vielleicht sogar reiche Stadt an der Donau, bereits bekannt und orientiert. Dieses Mal ein luxuriöses Zimmer im Hotel „Bessarabia“ – ich hatte es mir verdient! Mein letztes Ziel auf dieser Reise, Tulcea, die Stadt im rumänischen Donaudelta, Tor zum Nationalpark. Und Heimat eines Forstkollegen, der mir eine Tagesfahrt mit dem Dienstboot ins Delta versprochen hatte. Es wurde ein wunderschöner Ausflug, zu den Pelikanseen, zum historischen Km 0 am alten Leuchtturm in Sulina, und bis ins Schwarze Meer. Auch ein ausgezeichnetes Fischessen bei einer befreundeten Fischerfamilie gehörte dazu, ebenso wie einige forstliche Besonderheiten der wenigen Wälder im Delta. So reichlich gesättigt an Leib und Seele und voller glücklicher Erlebnisse blieben mir noch zwei Tage für die Heimreise per Bus.

Ich bin in meinem Leben viel herumgekommen, wir haben als junge Familie sechs Jahre in Nepal im Entwicklungsdienst zugebracht. Auch andere, weite und erlebnisreiche Reisen in vier Kontinenten haben mir großartige, tiefe Erlebnisse, Erfahrungen und Kontakte ermöglicht. Und doch steht meine Donaureise für sich, ganz besonders, als die Reise zu einem Ursprung der Familie, zugehört,

erinnert und endlich erlebt. Mit der Ausdauer und Kraft des Körpers, der Ausdauer und dem Mut des Geistes, offenen Augen und Ohren, Offenheit und Vertrauen zu Menschen, und der Zeit, die räumliche und zeitliche Entfernung zur „Heimat“ zu erspüren, erleben, ein für alle Mal aufzunehmen.



...in Golubac, Serbien...



...am Eisernen Tor...



...mit Ziegenherde in Rumänien



...an der Mündung in Sulina.
Im Blick: der neue Leuchtturm

Beresina - ein Ort erkennt die Kraft der Veränderung

BERICHT: HILDEGARD ZARFFS

FOTOS: FRITZ ZARFFS

Es war wieder ein Jahr vergangen, seit wir das letzte Mal Beresina gesehen hatten. Wie wird sich der Ort meiner Vorfahren bei unserer nunmehr 11. Reise zeigen? Wir hatten wieder unsere Reise in bewährter Form bei „Kelm-Reisen“ gebucht.

Aus Beresina hatten wir nach unserer Reise 2018 immer wieder die Antwort bekommen: „Alles ist gut“. War dies wirklich so? Hatten wir in den vergangenen Jahren die Verbindung zu Beresina so aufgebaut, dass wir von einer stabilen Brücke sprechen können? Wir kamen zu dem Schluss, es muss sich etwas ändern. Nur wie?

Im Zeitalter von Internet und Whats-App muss es doch auch, für uns alte Generation, möglich sein, mehr über das Leben in Beresina zu erfahren, auch wenn wir nicht anwesend sind.

Die Bestandsaufnahme, wie haben wir es bisher gemacht, ergab, dass wir in den zurückliegenden Jahren jährlich einige Spendengelder abgeliefert und uns angesehen haben, was damit gemacht worden ist. Es war immer für die von uns bestimmten Einrichtungen genutzt worden und wir führen wieder mit dem Gefühl nach Hause, etwas geschafft zu haben. Reicht das? Die Verteilung nach dem „Gießkannenprinzip“ - die Kinder, die Kranken und Alten und die Verwaltung, wird es wirklich so wirksam, wie wir meinen? Mein Mann und ich waren uns einig, wir werden einen neuen Weg finden, damit die von den Nachfahren der „Beresiner“ gespendeten 700 € richtig eingesetzt werden.

Vor unserer dreitägigen Fahrt in die Heimatgemeinde meiner Vorfahren, baten wir um ein Treffen mit dem Bürgermeister, dem Schuldirektor, dem Leiter der Poliklinik und der Leiterin des Kindergartens (obwohl Schule und Kindergarten vom Direktor der Schule geleitet werden).

Wir trafen uns im neugestalteten Haus der Verwaltung, nicht nur zur Verteilung

der Spenden, sondern zum Gespräch über die anstehenden Probleme im Ort. Etwas aufgeregt war ich schon, da ich nicht wusste, wie wird es angenommen, wollen sie überhaupt mit uns über Probleme reden. Erstmals saßen wir nicht vor dem Schreibtisch des Bürgermeisters zusammen, sondern gleichberechtigt an einem Tisch. Kurz erklärte ich, worum es ging und schon waren wir mitten in der Diskussion. Wir erfuhren, dass die Schule mit Mitteln versorgt ist und auch die Grundversorgung mit Medikamenten für die Erstversorgung durch die Gesundheitsreform abgesichert ist. Es fehlt an Geld für die bessere Ausstattung der Poliklinik mit Geräten und die bessere Ausstattung des Kindergartens.

So beschlossen wir gemeinsam 200 € für die Poliklinik und 500 € für die bessere Ausstattung des Kindergartens einzusetzen.

In der Diskussion einigten wir uns, dass wir in Deutschland aktueller über die Erfolge und Probleme informiert werden sollten. Die Direktorin des Beresiner Kulturhauses Elena Ljamkina als Beauftragte übernahm es, mich über das Leben in Beresina auf dem Laufenden zu halten. Zusätzlich übernimmt sie die Aufgabe der Tourismusbeauftragten, die nach Absprachen den deutschen Besuchern Beresina zeigt und bei der Spurensuche hilft. Sie ist unter der Telefonnummer 00380/677027220 zu erreichen, es wird ein Dolmetscher gebraucht.

Wir waren uns einig, dass wir diese Form der Gespräche beibehalten werden.

Am nächsten Tag konnten wir die Veränderungen in Beresina sehen und erleben.

Wir begannen die Rundreise in der Poliklinik.

Viele Kinder waren beim leitenden Arzt, einem Kardiologen, angemeldet. Stolz zeigte er uns die Fußbodenheizung im Untersuchungszimmer und medizinische Geräte, die mit unseren Spendengeldern bezahlt waren. Der Arzt arbeitet seit zwei Jahren in Beresina. Wir können nur wün-

schen, dass die Gesundheitsreform auch unter der neuen Regierung weiterwirkt.

In der Schule, unser nächster Anlaufpunkt, erfuhren wir viel Neues.

Die Schule hat in der von unseren Vorfahren 1895/1896 erbauten „neuen Schule“ ein Heimatmuseum Beresina mit vielen Exponaten aus der Zeit bis 1940 und danach eingerichtet.

Diese Eigeninitiative ist wunderbar und wird gekrönt durch die Ankündigung, dass die Schule Beresina am 01.09.2020 ein Fest ausrichten wird, um 200 Jahre Schule in Beresina würdig zu begehen. Wir sind alle zu diesem denkwürdigen Ereignis eingeladen. Es schließt die Lücke von der Gründung des Ortes bis zur Neuzeit. Für mich ist dieses Aufnahme der deutschen Vergangenheit in das Erbe der jetzt dort Lebenden ein besonderes Geschenk, an alle Deutschen, die nicht müde werden in ihrer Arbeit, damit die Vergangenheit unserer Vorfahren nicht vergessen wird. Welch Mühe in Beresina aufgewendet wurde, dieses Datum herauszufinden, kann nur der ermessen, der die Chroniken von Beresina gelesen hat. Dort ist das Datum des Beginns der Schule nicht enthalten.

Vieles Neues gäbe es noch über die Schule zu berichten, nur noch dies: das Pilotprojekt der Schule zur Inklusion ist so erfolgreich verlaufen, dass die Schule in Tarutino die Erfahrungen aus Beresina für die umliegenden Orte mit übernimmt. Wir könnten noch mehr positives berichten, aber unser Weg ging weiter.

In der dritten Station, dem Kindergarten, wurden uns neue Einrichtungsgegenstände gezeigt, die mit Spendengeldern finanziert wurden. Sauber und freundlich wirkt der in einem alten, von Deutschen gebauten Haus eingerichtete Kindergarten. Er ist für Beresina zu klein, aber der angefangene Neubau steht seit 2015 als Rohbau da. Der Krieg in der Ostukraine ist die Ursache, dass kein Geld für die Fertigstellung bereitgestellt wird.

Über die Renovierung des Verwaltungsgebäudes und die Neuanlage der Außen-

Poliklinik leitender Arzt mit Schwester



Kindergarten Musik- Tanzzimmer



Bürgermeister und Schuldirektor im Inklusionszimmer der Schule





Ausstellungsstücke



Ringer beim Training

anlagen habe ich schon berichtet, zwei Straßen im Ort konnten Instand gesetzt werden und es entstand mit Hilfe eines Investors ein Sportzentrum für Ringer. Die Jugendlichen und Kinder werden dort von einem Meisterringler der Ukraine trainiert. Künftig soll dieses Haus auch noch für andere Sportarten genutzt werden. Diese Anlage liegt am Weg nach Tarutino. Zwar ist der Zustand dieser Straße sehr schlecht, aber die Trainingshalle war gut besucht, als wir da waren.

Wir durften an den zwei Tagen viel erleben, seien es die guten Gespräche mit den Bewohnern, die Gesangsprobe der Folkloregruppe, die künftig auch deutsche Volkslieder singen will oder die neugierigen Fragen der Erstklässler. Wir sind dankbar, dass wir erleben dürfen, wie eine Ortsgemeinschaft sich auch auf die eigene Kraft besinnt und im Rahmen ihrer Möglichkeiten viel anpackt, nach dem Motto „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“. Oft hatten wir über diesen Grundsatz in den Vorjahren diskutiert.

Übrigens die Verbindung Beresina (Ukraine) - Bad Kleinen (M-V Deutschland) steht: Neueste Infos:

Beresina wurde ausgezeichnet für die Leistungen im territorialen Wettbewerb: Die Prozession der orthodoxen Kirche mit ca. 300

Menschen endete in Beresina mit einem gemeinsamen Mahl aller Gläubigen im neu errichteten Gemeinschaftsraum neben der Kirchenruine und die Folkloregruppe hatte mehrere Auftritte. Lasst uns gemeinsam Unterstützung geben bei den Veränderungen, es spornt die heute dort lebenden Menschen an, Veränderungen voran zu treiben.



Herbert Frömmrich (rechts) mit Bürgermeister Volker Godel

96. Geburtstag von Herrn Herbert Frömmrich

Am Dreikönigstag, dem 06. Januar 2020, konnte Herr Herbert Frömmrich aus der Forststraße in Ingersheim seinen 96. Geburtstag feiern.

Herr Frömmrich stammt aus Friedenstal in Bessarabien, wo die Familie, zu der fünf Geschwister zählten, über Generationen ihre Heimat hatte und Landwirtschaft, vornehmlich den Anbau von Feldfrüchten und Getreide, betrieb. 16-jährig, gelangte er 1940 mit fast 100.000 Bessarabiendeutschen in ein Gebiet im ehemaligen Westpreussen, bevor sich langjähriger Kriegsdienst und fünfjährige Gefangenschaft anschlossen. Erst 1949 konnte er, der die vorangegangenen Jahre glücklich überlebt hatte, von seinem jüngeren Bruder Traugott auf dem Bahnhof in Bietigheim abgeholt werden. Seit 1961 ist das Eigenheim in der Forststraße Mittelpunkt der Familie. Fünf Kinder, zwei Jungen und drei Mädchen, sowie zwei Enkelkinder gehören zwischenzeitlich dazu. 34 Jahre lang bis zum Eintritt in den Ruhestand, war die Firma DLW sein Arbeitgeber. Danach, bis in ein hohes Alter hinein, arbeitete er bei der Schiller International University unter Federführung seines Schwiegersohnes Achim Greiner, wo sein handwerkliches Geschick bei Renovierungs- und Sanierungsarbeiten zum Tragen kommen konnte. Seit einiger Zeit leider verwitwet, kümmert er sich daheim liebevoll um Haushalt und Garten.

Beim Geburtstagsbesuch von Bürgermeister Volker Godel zeigte sich dieser beeindruckt von der Fülle an Details, die Herbert Frömmrich aus einem langen und ereignisreichen Leben plastisch weitergeben konnte.

Wir gratulieren ihm nochmals nachträglich zu diesem hohen Geburtstag und wünschen weiterhin alles Gute, vor allem Gesundheit.

Aus dem Amtsblatt der Gemeinde Ingersheim vom 10.01.2010, Seite 8

103

EMILIE VOGT

geb. Eckert, aus Sarata,
feierte am 30.12.2019 im
Kreis der Familie und Freunde
ihren 103. Geburtstag.

**Herzliche Glückwünsche,
alles Liebe und Gute,
vor allem Gesundheit!**

Thomas Vogt und
Siglinde Haller,
Hanspeter Katz mit
Felix und Jasmin



*Du siehst den Garten nicht mehr grünen,
in dem du einst so froh geschaffst.
Siehst deine Blumen nicht mehr blühen,
weil dir der Tod nahm deine Kraft.
Schlaf nun in Frieden, ruhe sanft,
und hab für alles vielen Dank.*

Wir haben Abschied genommen;
voller Dankbarkeit und Liebe von unserer wunderbaren
Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma



Anna Schreier

geb. Böttcher

* 9. Juli 1925 in Tarutino
† 23. Dezember 2019

Wir sind sehr traurig, doch sie bleibt für immer
in unseren Herzen

Deine Kinder, Uli, Bärbel, und Susanne mit Familie
Deine Schwägerin, Lilli Böttcher
Deine Nichten und Neffen und alle Angehörigen

Unsere beste Mutter der Welt,



Adele Petersen

geb. MUTZENBERGER

* 11.2.1928 in Friedenstal (Bessarab.)
zuletzt wohnhaft i. Hamburg
hat ihre lange Reise durch die
Gnade unseres HERRN JESUS
am 12.01.2020 beendet ...

In großer Liebe und Dankbarkeit
Astrid und Karin Petersen

Die Heimat und das Bessarabienlied
sind immer in ihrem Herzen geblieben.

Die Beerdigung war am 31.01.2020 in der Kapelle des Friedhofs
Finkenriek, HH

Für Beileidsbekundungen:
Karin Petersen, Farnersberger Str.64, 74199 Untergruppenbach

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß homepage@bessarabien.de

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Nach einem erfüllten Leben ist

Andreas Sulz

* 30.11.1923 † 20.12.2019
in Alexandrowka

von uns gegangen.

Am 27. Dez. wurde er in Bad Rappenau beigesetzt

**Im Namen
der Kinder**

Ihr seid teuer erkaufte; werdet nicht der Menschen Knechte.

1. Kor 7,23

Monatsspruch für Februar 2020

Freiheit – eines der zentralen Themen des christlichen Glaubens. Aber frei sein wovon und wozu? Auf diese Frage findet Cornelia Schlarb inspirierende und ergreifende Antworten im Jahrbuch der Deutschen aus Bessarabien 2020, Seite 7.

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0,
Fax (07 11) 44 00 77-20

Redaktion im zweimonatlichen Wechsel:

Norbert Heuer, Telefon (04254) 801 551
Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de

Per Post an Hauptgeschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.,
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart. **Für kirchliches Leben:** Redaktion zur Zeit
vakant-Beiträge an: verein@bessarabien.de

Anschrift für Vertrieb: Hauptgeschäftsstelle Stuttgart, Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Telefon (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20,

E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres
möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Haupt-
geschäftsstelle Stuttgart zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und
Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die
Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover
Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen.
Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,
Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen

50,- EUR.
Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart,

IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42,
BIC: SOLADEST600

STÜTTGART



Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart